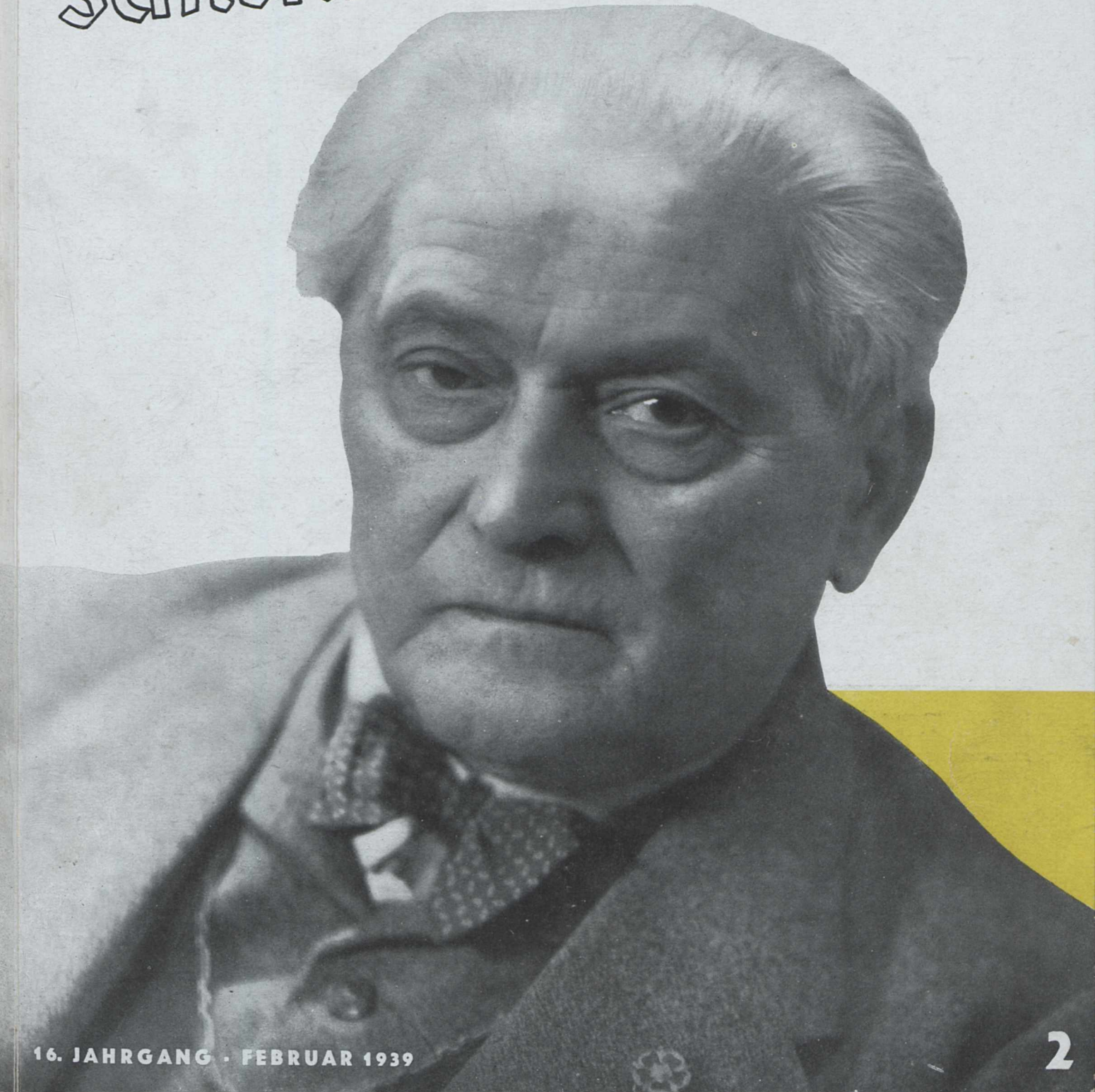


614

Simulacrum  
L. von H. H. H. H.

4.

# Schlefische Monatshefte



16. JAHRGANG · FEBRUAR 1939

2

---

INHALT: Hermann Stehr: Faksimile aus »Drei Nächte« -  
Rudolf Fišek: Hermann Stehr zum 75. Geburtstag -  
Hermann Stehr: Drei Nächte - Oberstudiendirektor Felix  
Taubitz: Stätten des Werdens und Wirkens Hermann  
Stehrs - Hermann Stehr: Aus »Der Schlesier« - Ein Herbst-  
gang - Dr. Artur Funderer: Freundschaft mit Hermann  
Stehr - Hermann Stehr: Über den Zusammenschluß Österreichs  
und Deutschlands 1923 - Robert Petzsch: Zur inneren Form  
der Dichtung Hermann Stehrs - Dr. V. E. W. Mueller=  
Kanada: Was wir in Amerika an Hermann Stehr lieben -  
Hermann Stehr: Briefe an einen Freund - Aus »Der Himmels=  
schlüssel« - Heinrich Appelt: Schlesische Jahrweiser 1939 -  
Georg Machura: Zur volksdeutschen Lage in Polen - Berichte

Wissenschaftlicher Mitarbeiter: Dozent Dr. Ernst Birke, Breslau





HERMANN STEHR  
ZUM 75. GEBURSTAGE  
AM 16. FEBRUAR 1939

Vom andern Tag falle vom Morgen bis  
zum Abend an der Pflanz alle der Kraft gelassen.  
Ist ein blaßer Kufmann sind die Pflanz  
von Lige und es ist pfundmal über alles auf, daß  
die foda zur Ist also im Gemüß ist. Als ist  
die fante Lufte rege ist auf, fange  
der fume von Pflanz mit fume fange,  
altan Gorte ~~pfundmal~~ Abend fange. Die Klän  
rege fante fante däng die Lufe und an.  
Luffen im Gorte. Rege die foda der  
Luffen Ist ungerge fante, fume ein fume  
man, wie die ungerge Lufte ist ein  
Harbanden, über fume. Ist ist fante an fante

# HERMANN STEHR

ZUM 75. GEBURTSTAGE  
AM 16. FEBRUAR 1939

Einem großen, schöpferischen Menschen nahekommen zu dürfen, ist eine überaus gütige Fügung des Schicksals, für die der Beschenkte nicht dankbar genug sein kann; denn durch den vertrauten Umgang mit einer wahrhaft ursprünglichen Natur wird das eigene Dasein emporgerissen, verwandelt, verklärt, ja geadelt, solange der weckende und zündende Strahl dieser geheimnisvollen Kraftquelle das eigene verworrene Halbdunkel durchdringt und durchlichtet. Es gibt Menschen, die bis an das Ende ihres Lebens für die zaubervolle Wirkung einer solchen Persönlichkeit aufnahmebereit genug bleiben; wenn aber ein Mensch mit zunehmendem Alter in irgendeinem Berufe erstarrt, im engumzirkten Bereich klappernder Regelmäßigkeit ein bescheidenes Wohlbehagen findet, dann verkrustet seine Seele immer mehr, bis schließlich der prüfende, mahnende, fordernde Blick aus den Augen einer schöpferischen Natur keine Wirkung mehr auf ihn hat, höchstens, daß er in ihm noch ein abwehrbereites, feindseliges Mißbehagen auslöst.

Aber die Jünglinge, die noch in der heiligen Unruhe des Werdens nach den höchsten Sternen langen möchten, wenden sich einer solchen großen Persönlichkeit zu wie die Pflanzen dem lebenspendenden Licht, mit aller Hingabe, mit aller Inbrunst, deren sie fähig sind.

Mit keinem noch so hochgegriffenen Worte vermag ich ganz zu beschreiben, wie die ersten dichterischen Zeilen Hermann Stehrs auf mich einwirkten, als ich, ein Sechzehnjähriger, ihnen vom Schicksal gegenübergestellt wurde. Ich habe den »Begrabenen Gott«, »Das letzte Kind«, die »Drei Nächte« nicht gelesen, wie man Bücher liest, ich habe sie in mich hineingerissen und mich von ihnen in einen Taumel des Glückes überwältigen lassen. Hermann Stehrs Worte und Gedichte haben in mir gebrannt und geleuchtet in einem wilden Feuer, das mich verzehrte, umschmolz und läuterte. »Ich war ein Kind meiner Eltern in Not und Treue; nun bin ich mein eigener Vater geworden, mein Sohn und mein heiliger Geist.

Es ist ein neues Sehen in mir, ein neues Wissen und Sehnen. Das will ich den Menschen bringen. Denn die alten Wahrheiten sind schal geworden. Sie gleichen leeren Hülsen und Glocken, die das Geläut verloren haben.« Wie gerne hätte ich damals den Menschen, der solche Worte sprechen konnte und durfte, wenigstens einmal von ferne gesehen, aus einem verborgenen Winkel scheu zu ihm herübergeblickt und seinen Worten gelauscht, ohne daß er selbst mich bemerkte. Aber nie hätte ich es gewagt, mich ihm auch nur von weitem zu nähern. Ich mußte erst in den Granattrichtern des Weltkrieges zum Manne werden, ehe die Stunde kam, in der ich Hermann Stehr zum ersten Male Auge in Auge gegenüberstand.

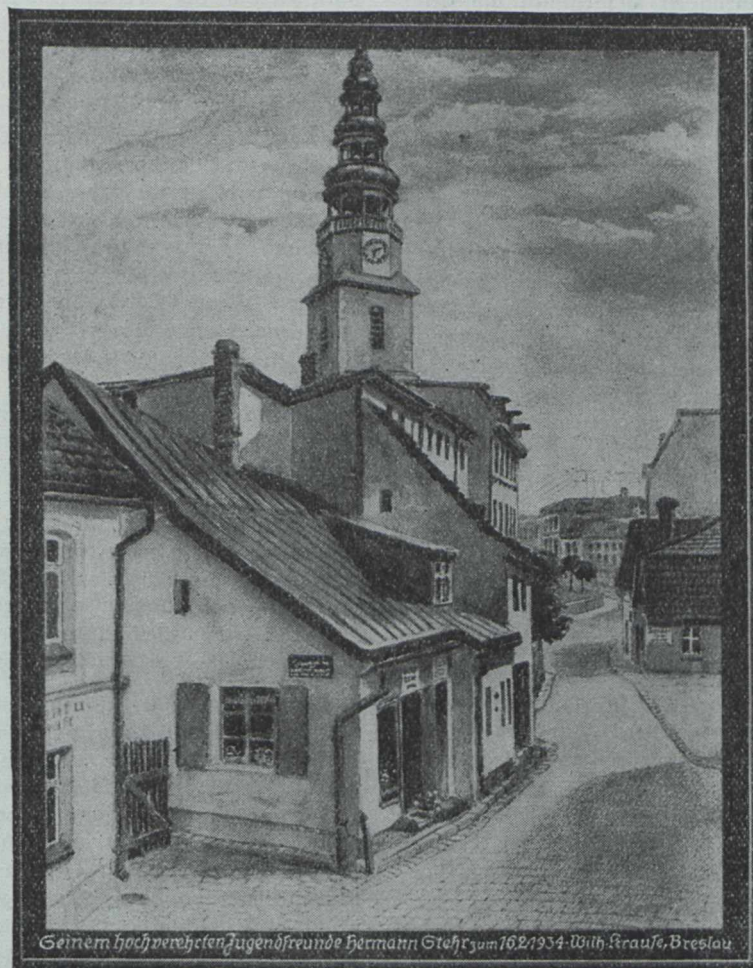
Eine dunkle Zeit war damals über unser Vaterland hereinbrochen. So hoffnungslos schien dieses Dunkel der Nachkriegsjahre, daß auch manchen Tieferveranlagten die Verzweiflung packte und ihn mit den hunderttausenden anderen hineinriß in jenen widerwärtigen Taumel der Feigheit und jämmerlichen Entartung, in dem ein ehemals stolzes und ruhmreiches Volk das Bewußtsein seiner Schmach zu ersticken suchte. Uns jungen Schlesiern aber strahlte in diesen gnadenlosen zwanziger Jahren des Jahrhunderts das ruhevolle Licht, das der Heiligenhofbauer Hermann Stehr an das Fenster seines kleinen Mandelhauses in Warmbrunn gestellt hatte, damit es hineinleuchte in die Finsternis und den Verirrten den Weg weise. Nie werde ich diese Fahrten zu ihm vergessen, zusammen mit dem lieben, nun schon längst dahingegangenen Bruder Arndt, mit Willibald Köhler, Max Odoj und manchen anderen, diese Pilgerfahrten im wahrsten Sinne des Wortes, auf die wir uns ehrfurchtsvoll vorbereiteten, um vor den durchdringenden, unbestechlich prüfenden Augen des großen Mannes bestehen zu können. Was die Zauberkraft einer großen Persönlichkeit in jungen, noch bildungsfähigen Menschen zu wirken vermag, das haben wir in so beglückender Weise an uns selbst erfahren, daß ich nur mit tiefer Ergriffenheit davon sprechen kann. Er

faß in unserem Kreise wie irgendeiner von uns und war der Fröhlichste von uns allen, er schien uns ganz nahe zu sein und war uns doch gleichzeitig ferngerückt, denn auch jedes seiner schlichtesten Worte hatte einen anderen Klang, einen tieferen, hintergründigen Sinn, weil es aus einer höheren Sphäre des menschlichen Daseins kam, zu der wir uns emporgehoben fühlten, so daß wir zu schweben meinten und in einem wunderbaren Gefühl des Gelöstseins seine Worte in uns tranken. Wahrlich, wir waren seine Jünger; er war unser Lehrer und Meister!

Was ist über diesen einzigartigen Mann im Laufe seines langen Lebens dahingegangen, was hat er alles in sich durchkämpfen und durchleiden müssen, alles aber hat ihn nur

reicher und größer gemacht. So steht heute der Fünfundsiebzigjährige unter uns, das mächtige Haupt von weißem Haar umrahmt und immer noch ein Jüngling in der Seele, immer noch von hinreißender Schwungkraft der Gedanken, ein Meister der aufrauschenden, zündenden Rede und des heiter funkelnden Scherzwortes, immer bereit, sich auch selbst noch entzünden zu lassen, zu beschenken und beschenkt zu werden, zu lieben und zu hassen nach rechter Mannesart. Danken wir einem gütigen Geschick, daß wir ihn noch unter uns haben, und seien wir stolz darauf, daß er ein Schlesier ist, dieser deutsche Meister Hermann Stehr, in dem sich die unergründliche Gewalt der deutschen Seele mit all ihrer Tiefe, Zartheit und Innigkeit, ihrer Kraft und ihrer Klarheit, ihrer Lauterkeit und Treue offenbart hat!

RUDBOLF FITZEK



DAS GEBURTSHAUS  
IN HABELSCHWERDT

# DREI NÄCHTE

Eines Sonntags fand ich mich als Teilnehmer an der Prozession ein, die nach dem Laternenanzünden allabendlich um den Ring unseres Städtchens zog, bis die Nachtwächter ihre erste Stunde piffen. Sie bestand fast nur aus Gefellen und Dienstmädchen. Wenige Schreiber, Schüler und Töchter kleinerer Bürger waren darunter. Nach dem Abendessen strömten sie aus den vier Straßen auf das breite Trottoir des Ringes und pilgerten unermüdlich nach Liebe, immer wechselweise eine Reihe Schürzen und eine Reihe Glimmstengel. Scherzreden und Gelächter flogen hin und wider, und im Scheine der Ecklaternen verfangen sich auf einen Moment die Blicke der Verliebten. Bürger kreuzten dick und langsam den bunten Schwarm. Der Herbsthimmel hing hoch und voller Sternenfunken über dem Rathaus. Er war so groß und blau, daß man verstummen mußte, wenn man ihn ansah. Dies Schweigen ergriff oft alle. Dann war es so still, daß man das Wasser des Stadtbrunnens über den ganzen Platz klingen hörte. In solchen Augenblicken wurde mir vor Erwartung fast bange, denn ich glaubte, nun werde Wally Göppert unvermutet an mich herantreten und fragen: »Warum gehen Sie so allein?« Dann wollte ich antworten: »Fräulein Wally, oder liebe Wally, ich warte auf Sie. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich an dem Sommerabend so von Ihnen fortgelaufen bin, denn ich war damals sehr unglücklich. Ehe die weißen Ätern verwelkt sind, müssen Sie wieder gut sein auf mich.« Das wollte ich sagen, wenn sie kommen und mit der Hand meine Ächsel berühren würde. Ich dachte mir noch vieles Schöne aus, auch von dem alten Willmann. Aber wenn ich im besten Zuge war, prasselte das Lachen und Scherzen vor und hinter mir wieder auf. Alles, was ich mir ausgefonnen hatte, kam mir recht töricht vor. Ganz beklemmt ging ich an der weit offenen Tür des Kaufmann Pauswangschens Haufes vorüber und sah immer nur das winzige Flurlämpchen, das wie ein gelber Nagelknopf von der finsternen Wand schimmerte. So kreifte ich unzähligemal um das Rathaus und hatte eben wieder den Entschluß gefaßt,

unwiderrufflich den letzten Rundgang anzutreten, als ich einen Burfchen vor der breiten Tür zu meiner Ersehnten in auf-gereckter Haltung und gekenhaftem Schritt auf- und nieder-pendeln sah. Er wippte mit seinem Spazierstöckchen, fang ausgelassen lustig durch die Zähne, blieb häufig stehen und leuchtete mit brennender Zigarre auf das Zifferblatt feiner Uhr, kurz, benahm sich wie einer, der ungeduldig ein ver-sprochenes Stelldichein erwartet. Das machte ihn mir ver-dächtig, und als ich näher hinsah, erkannte ich in ihm den Sohn des Glöckners Kinzel, der als Kommis in der Eisen-handlung der Stadt beschäftigt war. Ein fader, widerlicher Schwächer mit dem Draufgängertum, der Ladendiener aus-zeichnet. Wenn Wally Göppert mit ihm ging, so wollte ich ihr keine Stunde im Wege sein, konnte ich auch nicht begreifen, wie dann die Verheißung Willmanns von meinem glücklichen, sonnenhaften Leben in Erfüllung gehen sollte, die mich doch eigentlich hierher geführt hatte. Das Wort Lebendiger ist vieldeutig und unsicher wie ihr Leben, aber das Versprechen, das Abgeschiedene uns hinterlassen haben, gilt uns als heilig. Es mußte wahr sein, was der Greis zu mir gesagt hatte, und ich fühlte, daß ich mein Leben nicht würde ertragen können, wenn mir das Licht dieser blonden Mädchenhaare erblaffen müßte. So ward ich verhindert, jäh und barsch vom Ringe weg in mein Bett zu laufen. Geduldig, wenn auch in zweifelhäftiger Unruhe, begann ich wieder vor der breiten Tür vorbeizukreifen.

Schon piff in einer fernen Gasse der erste Nachtwächter. Nur wenige, nun schon zu Paaren verschlungen, wandelten noch umher. Ich trat, um mir nichts entgehen zu lassen, vom Bürgersteig auf das Pflaster des Platzes und behielt den Hauseingang sorgsam im Auge. Die helle Hofe Kinzels schwenkte noch immer auf und ab. Plötzlich flammte im Innern des Haufes ein Licht auf, und der Verliebte ver-schwand, wie von dem Schein gerufen, in den Flur. Allein schon bald tauchte er mit schnellem Schritt wieder unter der Tür auf und entfernte sich eilig und ohne Umsehen in der



Richtung nach der Kirche. Hinter ihm quoll ein fettes, grunzendes Husten aus dem Haufe, und noch ehe der Flüchtling die nächste Straße erreicht hatte, stand der dicke Paufewang auf der Schwelle, schaute sichernnd die Ringseite auf und ab, schnob zornigen Atem ins Dunkel und steuerte dann quer über den Platz auf das rote Licht der Stadtbrauerei zu.

Obwohl der erste Versuch der Annäherung so mißlungen war, obwohl ich mich sogar an den folgenden Abenden überzeugen mußte, daß zwischen Wally und dem faden Kommis eine Beziehung bestehe, ich verlor doch nicht die frohe Sicherheit, das Mädchen sei mir noch geneigt. Sie stand zwar neben ihm und duldete, daß er auf sie einsprach; näherte ich mich aber, um von ferne vorüberzugehen, so bemerkte ich, wie sie teilnahmslos wurde, von ihm ein wenig abrückte und nach mir hinsah, als wünsche sie, ich möchte hinzutreten und sie von dem Zudringlichen befreien. Doch was soll ich all die süße Unruhe beschreiben, was an dem bunten Spiel verheimlichter Liebe herumtasten! An einem Abende, eben als ich an den beiden wieder vorüberging, ließ sie Kinzel brüsk stehen und entfernte sich von ihm nach der Kirchstraße hin. In einer dunklen Nebengasse holte ich sie ein und sagte ihr all die schönen Worte, die ich mir seit langem ausgefonnen hatte. Das Städtchen lag still. Die Laternen blinzelten, und wir gingen bald Hand in Hand wie Kinder, die sich verloren und endlich wiedergefunden haben. Wir kamen bis hinaus zwischen die Gärten, und wie unsere Schritte in dem Laube unhörbar wurden, verstummten wir auch. Durch das Gewirr der fast kahlen Äste sahen wir die fadendünne Mondsilber hinter den Bergen heraufschwimmen, und aus dem Seminar klang heiser und schwach der Diskant einer Orgel, als zirpe eine letzte Grille im schwarzen Felde draußen. Wir hatten uns losgelassen und horchten in das Dunkel. Die dumpfen, großen Laute der Nacht, die Last der unbarmherzigen Einsamkeit drangen auf uns ein, und ich weiß nicht, wie es kam: ich hatte Wally an mich gezogen. Wir standen aneinandergelehnt; das unnennbare Bangen, das uns eben noch getrennt, vor dem wir mit den Augen ins Dunkel hinausgeflüchtet waren, wuchs nicht mehr aus der Erde. Das Gefühl tiefster Geborgenheit erfüllte uns. Aber als sich in verschwiegenem Raufch unsere Stirnen berührten, durchzuckte mich ein so schmerzvolles Beben, daß ich erschrak. Auch Wally trat hochatmend von mir weg und sagte mit erstickter Stimme, sie habe Furcht und wolle nach Haufe gehen. Ich lachte sie zwar tapfer aus; aber mir war doch auch wieder so seltsam bange, und so wandelten wir zurück. Untermwegs sprach sie von Kinzel. Das sei gewiß kein guter Mensch. Er rede wohl ganz amüßant, immer vergnügt und nett, daß sie ihm gern zuhöre. Allein es liege etwas hinter seinen Worten, mehr im Klang der Stimme und in seinen Augen, das ihr Furcht einflöße und sie zugleich

schwach und willenlos mache. Immer wenn er ihr nahe, bringe sie es nicht fertig, davonzugehen. Und wenn ich nicht gut aufpasse, dann könne es vielleicht wirklich noch dahin kommen, daß er sie einmal küsse. Scherzend und glücklich trennten wir uns.

In der Nacht brach ein starker Wind los, und am Morgen waren die Ästern über der Wehrmauer des Wartturms verschwunden. Willmanns blasse Hand hatte mir den Weg ins Licht gewiesen und war nun auf ewig in die Luft verweht. Ich hielt mich wirklich für einen jener Glücklichen, denen alles Harte des Daseins überreich durch Liebe vergolten wird.

Alle Tage blühte mir wieder das feine, lange Gesicht des lieben Mädchens aus dem Fenster der Stadtmauer, und ich war reicher als je. Singend spielte ich mich in meine Arbeit und sah mit leichtem Mut auf den Berg der Wiederholungen zur Entlassungsprüfung.

Manchmal war Wally durch Arbeiten im Haufe an dem Zusammensein mit mir verhindert. Dann ließ sie ein weißes Tuch vom Fenster flattern, und wir tauschten aus der Entfernung Zärtlichkeiten, denen ich, wieder mit mir allein im Stübchen, Worte verlieh. Erregt zwischen Tür und Tisch auf- und abschreitend, redete ich das Stürmen meiner Verliebtheit vor mich hin. Ich sah Wally leibhaftig um mich, und die Worte, die ich zu ihr sprach, klangen mir oft so schön, daß ich sie mir zur Erinnerung aufschrieb. Auf diese Weise wurde ich fast so etwas wie ein Dichter. Wirklich! Und mochte alles, was ich zu Papier brachte, auch nur krauses Stammeln sein, ich kostete doch den Zauber, mich in ein unaussprechlich anderes Leben zu erhöhen, das mein Glück und meinen Schmerz tiefer befreite und tiefer belud. Die Unbegreiflichkeiten der Wirklichkeit wurden mir zu Unbegreiflichkeiten des Traumes, und alle Dinge umwitterte oft ein Klang von ferne her, daß ich kaum den Sinn meiner Worte verstand oder über die Tatsache eines weitsehenden Wissens hinter der Erkenntnis betroffen war, wenn die Nüchternheit wieder um mich klapperte. Geradezu schmerzhaft war mein Erstaunen, als ich einst den Vers gedichtet hatte:

Auf bleicher Stirn wohnt deiner Schönheit Glanz,  
In schweren Augen trägst du all mein Glück;  
Und seh ich dies und deines Goldhaars Kranz,  
Ergreift mich Bangigkeit um dein Geschick.

Die letzte Zeile bohrte sich mir wie ein Drohen ins Ohr. Ich kam nicht darüber hinweg, trotzdem ich diesen ganzen Anfang mehreremal laut las, um von dem Rhythmus der Worte weitergetragen zu werden. Nun hing wohl über Wallys Wesen eine flüchtige, leise Umwölkung; aber nie wäre es mir wachend in den Sinn gekommen, hinter ihrer gedämpften Heiterkeit das steigende Grau eines fernen Schicksals zu wittern. Im Gegen-

teil schwebte um ihre schlanke, behende Gestalt die Musik des Traumes, den meine Kindheit mit der Schwester Anna erlebt hatte. Irrtümer des Verstandes lassen sich nicht ausmerzen wie Rechenfehler; gegen den sogenannten Wahn der Einbildungen sind die meisten Menschen wehrlos, vor allem aber Liebende. Und während ich ehrlich dagegen kämpfte, verdüsterte sich die Luft um mein geliebtes Mädchen, veränderten geheime Befürchtungen ihr Bild, so daß mir gar ihre rührende, hingebende Schönheit manchmal zuckend zu schimmern schien, wie unter den Schauern eines verborgenen Fiebers. Um mir Wally aus diesen Schatten wieder in sonnige Sicherheit zu bringen, beschloß ich endlich, diese unheilvolle Probe meiner Dichtkunst vor ihr preiszugeben, und war schon im voraus froher Hoffnung voll, ihr ausgelassenes Lachen werde mich gründlich von allen Grillen heilen.

Am Allerheiligentage schritt ich wartend den schmalen, felsigen Steig hin und her, der, an der Sohle des Florianiberge dem Laufe der Neißer dicht angeschmiegt, über einen sanft gehobenen Wiesenstreifen den Ausblick nach der übereinandergestürzten Stadt freiläßt. Nach Norden zu sieht man einen Zipfel des Kirchhofes über den Abhang gleiten. Die Luft war ein einziges, silbriges Schimmern, kalt und köstlich. Die makellose, winterliche Bläue des Himmels spannte sich still über die Dächer und Türme von Heisterberg. Nur ein Beben schwebte fortwährend ganz schwach in der Höhe wie von eben verklungenem, eben anhebendem Geläut. In mir wurde es ein geruhiges Erwarten und doch auch ein leises, wie wohl verklärtes Zittern. Das Wasser zu meinen Füßen ging lautlos und glänzend über die Steine; die kahlen Zweige der Buchen, Erlen und Ahorne standen unbeweglich über mir und ließen aus tiefem Schlaf noch dann und wann ein vergessenes Blatt sinken, das sich behutsam auf den Wellen niederließ und wie ein rotes oder gelbes Schiffelein davongetragen wurde. Ich dachte eben darüber nach, was es doch für einen Zweck habe, mein Mädchen mit törichten Befürchtungen zu betrüben, und daß es vielleicht das beste wäre, ich ließe die Grillen von dem Wasser auf Nimmerwiedersehen fortnehmen wie diese welken Blätter - da stand Wally unvermutet neben mir Verfunkenen. Ihr Gesicht war von dem Lauf über den steilen Abhang noch blasser als sonst, die schwarzblauen Augen glühten tiefer, und ihr heißer Atem traf meine Wangen wie reife Sommerluft. Da saß auch schon das geheime Bangen um sie wieder fest in mir, und ich dachte nicht mehr daran, es ungesehen fortschwimmen zu lassen. Ehrliche Verliebte sind die ungeschicktesten Heuchler, und es dauerte nicht lange, so hatte es Wally heraus, daß mich etwas bedrücke. Aber ich zögerte, mein Geheimnis mir nichts dir nichts vor ihren ungeduldigen Augen auszubreiten, sondern redete, sie und mich zu versuchen, spielend daran herum, als sei es die ausbündigste Torheit der Welt und zugleich ein schlimmes Verhängnis. Endlich erklärte Wally sehr entschieden, es wissen zu müssen, und weil ich mich immer

noch neckend weigerte, kamen wir überein, eine Art Gottesurteil anzustellen. Zwei gleich lange Zweige sollten nebeneinander auf das Wasser gesetzt werden. Wessen Rütlein zuerst an dem kleinen Strudel angelangt sein werde, nach dem mußte es gehen, und der andere durfte kein Wort darüber sagen. Ich wählte die Zweige von der Erle, dem zauberkräftigsten unter den Laubbäumen, und Wally umwand den ihren mit einem roten Faden aus ihrem Hutbunde. Die Hände zitterten ihr kaum merklich dabei, und ihr Busen stieg und sank bekloffen.

Auf herausstehenden Steinen balancierte ich ein Stück in den Fluß hinein und richtete, ehe ich die Zweiglein dem Wasser übergab, noch einen fragenden Blick nach dem Mädchen, das sich auf einen Stein niedergelassen hatte, mit zusammengezogenen Brauen und harten Augen meine Bewegungen verfolgte. Bald schwammen unsere Schicksalsröhrlinchen auf dem schwarzen, ruhigen Wasser. Erst hielten sie sich zusammen, denn ich hatte sie mit den Knospen aneinandergeschlemmt; aber in der Mitte des Weges wurden sie ein paarmal gedreht und dann auseinandergerissen. Mein Zweig taumelte zur Seite und begann, sich am Ufer durch welches Laub zu winden; Wallys Rütlein stellte sich sofort wieder ein und schoß gerade auf den Strudel zu, in dem es, mit dem roten Wimpel voran, verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam. Wir waren beide betroffen. Wally hob ein Blatt auf, zerpupfte es verfunken und nickte dazu schwer mit dem Kopfe. Dann kehrte sie mir ihr Gesicht zu und fragte lächelnd, aber mit unsicherer Stimme: »Hast du noch mehr solcher Zaubermittel?«

Ich war nun entschlossen, den unglückseligen Vers auf jeden Fall für mich zu behalten, da er allein an dieser peinlichen Wandlung schuld war, und antwortete trotzdem wie gebannt: »Wenn du versprichst, mich tüchtig auszulachen, werde ich dir's sagen.« Sie reichte mir ihre Hand herauf, und nach einer kurzen Einleitung sprach ich die Strophe, nicht ohne geheime Beklemmung. Wally hörte mit zu Boden gekehrtem Gesicht zu und bat fortzufahren, als ich geendet hatte. Ich mußte bekennen, vor Bangen im Dichten steckengeblieben zu sein. »Wegen der letzten Zeile, nicht wahr?« fragte sie. Und als ich bejahte, hob sie den Kopf und sah mich mit verzehrenden Augen an. Ihre Züge zuckten dabei in schmerzlicher Leidenschaftlichkeit. Ehe ich ein Wort sprechen konnte, kam es wie ein Sturm über sie. Sie sprang auf, umschlang mich, schluchzte, überdeckte mein Gesicht mit heißen, schlingenden Küffen, sog sich förmlich mit ihrem Körper an meinem Leibe fest und stammelte wie eine Verfolgte, in höchster Angst: Ich solle nicht an ihr zweifeln und sie nicht verlassen, denn sie liebe mich so unendlich, unendlich; mich, mich allein! Mir stockte das Herz vor Bekloffenheit über die unbegreifliche Verwandlung dieses süßen, stillen Menschen. Ja, mich überfiel sogar etwas wie Scheu, daß ich nicht wagte, ihre fessellosen Liebkosungen zu erwidern. Da riß sie sich plötzlich los, hielt mich mit steifen

Armen von sich, sah aus strömenden Augen forschend in mein Gesicht und sank mit einem leisen Wehlaut, ganz erschöpft auf ihren früheren Sitz an dem Baum. Sie verfiel in totes Schweigen, und nichts rührte sich an ihr als die bebenden Schultern des über die Knie gebogenen Leibes. Ich trat heran, streichelte ihren Scheitel und rief sie liebevoll beim Namen. Unter den Berührungen meiner Hände erschauerte sie wie frrierend, und als ich Miene machte, sie herauf in meine Arme zu heben, entglitt sie mir, stand weggerollt, den Fluß hinauf-

sehend, und begann dann langsam, wie in schwerer Betäubung, den Steig hinzuwandeln. Behutsam und still hielt ich mich neben ihr.

Derweil sickerte der Abend durch die Bäume, der Fluß begann zu rauchen, und wir kletterten den Abhang hinauf. Beim Abschied war ihre Hand kalt und ihr Gesicht noch immer bewölkt vom schamvollen Lächeln. »Auf Wiedersehen«, sagte ich und wollte sie umfassen, aber sie wich aus, krümmte schmerzvoll die Lippen und ging eiligen Schrittes davon.

Aus dem gleichnamigen Buch von Hermann Stehr.

# STÄTTEN DES WERDENS UND WIRKENS

V O N F E L I X T A U B I T Z

Vielen Schlesiern ist es wie mir ergangen: als sie zum ersten Male die alten Gauen Deutschlands durchwanderten, nahmen sie mit freudigem Erstaunen wahr, mit welcher verständnisvoller Treue dort die Wirkungsstätten großer deutscher Männer erhalten, mit welcher Verehrung sie gehegt werden. Man spürt eine starke Verbundenheit des lebenden Geschlechtes mit den vergangenen, das Bedürfnis, an dem kulturellen Geschehen früherer Zeiten Anteil zu nehmen, spürt ein stolzes Selbstbewußtsein, das dem Menschen des erst durch die große Kolonisationstat wiedergewonnenen deutschen Ostens früher völlig abging.

Wenn man hier im Osten die herrlichen Giebel der alten Stadthäuser unbarmherzig umgestaltete, die Schönheit der heimischen Rathäuser, Schlösser, Kirchen und Klöster nicht beachtete, immer lag ein bedauerlicher Mangel an Zutrauen zu eigener Kraft und eigenem Schaffen zugrunde, das gerade dem ostdeutschen Menschen so bitter nottut.

Daß man bei dieser Eigenart aufstrebenden Künstlern der Heimat kein Vertrauen entgegenbrachte, darunter hatte Hermann Stehr lange bitter zu leiden. Erst, als er überall in deutschen Landen bereits den bedeutendsten Dichtern an die Seite gestellt wurde, befann sich seine Heimat und bekannte sich zu ihm. Was ihm früher vorenthalten wurde, suchte sie ihm später in reichem Maße zu vergelten. Heute erfreut er sich einer Volkstümlichkeit, die von Verehrung und Liebe getragen wird. Wir finden kaum eine Stätte seines Werdens und Wirkens, an der man nicht dem Dichter gehuldigt hat. Bei solchen Gelegenheiten hat Hermann Stehr in seinen Reden tiefe Einblicke in seine Entwicklung gegeben, von deren Schwere wir uns eine Vorstellung kaum zu machen ver-

mögen. Diese Reden, die bisher in Buchform nicht veröffentlicht worden sind, habe ich in meine Darlegungen eingeflochten.

Habelschwerdt, seine Geburtsstadt, schätzt sich glücklich, als »die göttliche Quelle der Kindheit und Jugend« (1864-1885) bedeutame Stätten der Erinnerung an den Dichter zu besitzen.

## Das Geburtshaus

Es steht in der Weiftritzstraße, unscheinbar wie alle Häuser dieser Straße, und doch aus den anderen ein wenig herausspringend, als wollte es auf seine Bedeutung hinweisen. Wie Stehr in seiner Jugend, so blicken wir heute von hier auf die welligen Flächen der Grafschaft Glatz und auf den Kranz der sie umrandenden Berge. Wenn auch der Dichter selbst glaubt, aus der Eigenart dieser abgeschlossenen Landschaft das Wesen ihrer Bewohner, mit denen er manchen Zug gemeinsam hat, herleiten zu können, so vermögen wir doch keinen Genius auf diesem Wege nicht zu erfassen.

Ohne je das tiefe Rätsel seiner dichterischen Persönlichkeit ergründen zu wollen, blicken wir aber doch tiefer, wenn wir uns mit des Dichters Erbgut, der Eigenart seiner Eltern, vertraut machen. Die sonnige Kindheit, die er in diesem Hause verbringt, ist ganz behütet von seiner besinnlichen Mutter. Ihr Wesen bestimmt anfangs den Geist der Familie, bestimmt auch die Züge des Kindes. Die »reine tiefe Seele« verbindet Mutter und Sohn. Die seltene Gabe, mit der Seele zu denken, die mystische Schau, ist mütterliches Erbe. Ein Traum der frühesten Kindheit wird ihm zu einem so starken Erlebnis, das ihm seitdem tiefer als anderen

Die »verborgenen Verflechtungen des Menscheninnern« vertraut sind. Hätte die Mutter Beobachtungen aus dieser Zeit aufgezeichnet, wie fein würden sie uns die verinnerlichte Art veranschaulichen, die ein bestimmender Wesenszug des gottfluchenden Dichters bleibt. Der völlig anders geartete Vater, ein Verstandes- und Willensmensch, steht jetzt noch im Hintergrunde. Ihn kennzeichnet sein aufrechter, mannhafter, trotziger Sinn; ja in ihm steckt der Geist der Auflehnung gegen alles Hergebrachte.

Das Elternhaus ist Hermann Stehr das Sinnbild seines »Gnadenortes der Erde«, seiner engeren Heimat, mit der er aufs tiefste verwurzelt bleibt und aus der er auch dann noch seine beste Kraft schöpft, als er weit über sie hinausgewachsen war.

»Meine lange Lebensfahrt«, sagte der Dichter, als man 1932 eine Tafel an seinem Geburtshause anbrachte, »findet in dieser feierlichen Stunde eine kurze bedeutsame Rast an dem Hause meiner Daseinsgeburt. Ich bin wie ein Fluß, der auf seiner langen Wanderung in das große, unbekanntes Allmeer auf Augenblicke zurückkehrt an den Ort seiner Quelle, die nie, niemals aufgehört hat, in seinen immer breiter werdenden Wellen aus der Tiefe zu pulsen.

Vom Blute meiner Kindheit her gehöre ich meiner Vaterstadt, durch den ahnungsvollen Aufbruch meiner dichterischen Bestimmung bin ich ihr geistig verbunden, durch die Ehre, die man mir am 60. Geburtstag erwiesen hat, bin ich ein Bürger Habelschwerdts geworden, und nun der Silberstreifen meines 70. Lebensjahres über den First meines Daseinshauses zu steigen beginnt, erweist man mir durch die Enthüllung dieser Gedenktafel an meinem Vaterhause das Geschenk der Hoffnung, auch nach meinem Tode mit dieser schönen Stadt auf dem Berge im Andenken seiner Bewohner verbunden zu sein.

Deutschland ist mein Vaterland, die Grafschaft meine eigentliche wahre Heimat; meiner Vaterstadt gehört eine Liebe, für die ich nichts kann, weil sie die Blutforderung meines Wesens ist, solange ich ahnend lebe.«

#### Das Lehrerseminar

Nur mit Bitterkeit hat Hermann Stehr früher dieser Stätte gedenken können, die heut als Aufbauschule seinen Namen trägt. Was dem Dichter im Seminar an Anfeindung widerfahren ist, hat sich ihm so tief eingepreßt, daß er selbst den architektonischen Formen dieses Baues nicht gerecht wird, wenn er ihn »in seiner kalten grauen Härte« der Niederlassung eines Trappistenklosters vergleicht. Und doch hat die Seminarzeit seine weltanschauliche Entwicklung entscheidend beeinflußt.

Nachdem er dem zarten Kindesalter entwachsen war, verdrängte des Vaters blutmäßiger Anteil die von der

Mutter ererbten Wesenszüge; diese Verlagerung mußte sich um so tiefer auswirken, als jetzt die starke Persönlichkeit des Vaters ihren Einfluß ausstrahlte und das schwere Schicksal, das dem Freidenker und Sozialdemokraten beschieden war, den Sohn mit ihm unlöslich verstrickte. Der religiöse Zwiespalt, dessen zarte Wurzeln sich schon früh im Elternhaus in die Seele des Knaben gesenkt hatten, die dann in der Volksschule erstarkt waren, sollte einer Entscheidung entgegengeführt werden, als Stehr nach dreijährigem Besuch der Präparandie in Landeck das Seminar bezog, um Lehrer zu werden. Die Bildungsidee, von der diese Erziehungsstätte getragen wurde, lag durchaus noch immer im Religiösen, hatte sich aber stark verflacht. Je ungestümer der Geist der Aufklärung in der übrigen Welt Eingang fand, je stärker diese Insel »mittelalterlichen« Denkens umbrannt wurde, um so starrer und unerträglicher wurde die Form des religiösen Zwanges. Hermann Stehr war vom Schicksal dazu bestimmt, dem neuen Geiste als sein Vorkämpfer eine Bresche in die Mauer dieser »militärischen Drillanstalt der Gottfeligkeit« zu schlagen. Da er von der Schule mit allen erdenklichen Strafmitteln verfolgt wurde, wuchs sein Kampfeswille zu Kühnheit, Leidenschaft und Trotz, wie sie wohl bei einem Schüler selten sind. In dieser ungleichen Auseinandersetzung stürzte der von seiner Mutter so sorgsam behütete Kinderglaube endgültig zusammen.

»Wenn ein alter Baum denken könnte«, sagte Hermann Stehr 1936, »Erinnerung hätte und gar in menschlich gearteter Sprache zu uns zu reden imstande wäre: wieviel würden wir zu hören bekommen, was uns erheben würde und was, vielleicht nicht immer, eine Ehre für uns wäre. Gott sei's geklagt, Gott sei Dank, daß er stumm ist und sich damit begnügt, in seinem Stamm unverdrossen Ring um Ring übereinander zu legen, in schweren Zeiten dünnere, in guten Jahren fülligere, und nie erlahmt, immer und immer wieder die stets wachsende Krone zu belauben, Blüten und Früchte zu treiben, bis seine Zeit endlich erfüllt ist. Er hat nicht die unselbige Gabe des Denkens, das Gewicht des Gedächtnisses und den tätigen Diener der Erinnerung.

Nun, ich bin ein alter Menschenbaum, dem an dem Tage der Feier dieser Schule der dreiundsiebzigste Jahresring zu wachsen beginnt. Wie ein Baum jedes Frühjahr neu entsteht, so sollte eigentlich auch für den Menschen jede Wiederkehr des Tages seiner Geburt eine neue Geburt sein, das Kind, das in keinem Alter je sterben darf, sollte sich immer tiefer betten in reiner Erkenntnis, weiterer Liebe, erlebterem Werk, mit einem Wort in der Lebensweisheit. Ich Menschenbaum bin leider, Gott sei Dank, nicht wie ein Baum des Feldes, von dem meine Einleitung handelte. Ich habe die Gabe, zu denken, tiefer zu denken, als es manchen erlaubt und gegeben ist. Ich habe die noch verantwortlichere Gabe, zu sagen, was mich beglückt

und was mich peinigt, eine Gabe, die im Laufe der Zeit sich mir immer unausweichlicher in dem Berufe zur Lebens- und Wesenspflicht aufgezwingen hat, ein Dichter zu sein. Eine mehr oder weniger große? Das mag dahingestellt bleiben. Das entscheiden die kommenden Geschlechter, die der amerikanische Philosoph Emerson das »Gericht der Engel« genannt hat. Dem übergebe ich mich in aller Gelassenheit, weil ich nie, nie etwas geschaffen habe, das unwahr in mir gewesen ist, und dieser schwer errungenen Gelassenheit habe ich es zu verdanken, daß mich Lob und Ehre nie übermütig und Tadel nie verzagt gemacht hat.

Jawohl, an Tadel bin ich gewöhnt worden von früher Jugend an, vor allem auch in diesem Hause, das von heut ab meinen Namen tragen wird. Nicht nur Tadel, nein sogar Bedrückung, Geringschätzung, Feindseligkeit, wohl weil mir als Schüler schon, von mir nicht verstanden, Kopf und Herz von Gewalten umbraut war, die meiner Umgebung und meinen Lehrern oft ein Ärgernis sein mußten, und die mich doch dann segensreich getragen haben bis in die späten Tage meiner weißen Haare.

Aber die Wunden, die man mir geschlagen hat - zu den Schulwunden sind Amts- und Lebenswunden in verteuft reicher Auswahl gekommen - alles ist vernarbt, und die Narben schmerzen nicht mehr, sondern glänzen sogar. Nicht einem selbstgefällig erzielten, sondern einem tiefdankbaren Manne der, je weiter die Jahre fortschreiten, aus anfänglicher Lebensverdüstung immer tiefer in Daseinsheiterkeit geführt wurde.

Nun können Sie meine besondere Freude ermessen, die mir diese Feierstunde bereitet. Dieses Haus des schweren Druckes ist in einen Ort der Beglückung verwandelt.«

#### Der Willmannsturm

Das Schicksal fügte es, daß dem jungen Seminaristen in dieser Zeit wachsender seelischer Not und Vereinsamung, in der »Welten der Seele leise verödeten«, in dem Torwart der Vaterstadt ein Tröster und Berater erstand, der, ganz nahe des neuen am Stadtberge gelegenen Stehrschen Elternhauses, im Torstübchen des Wartturmes wohnte. Zu diesem durch Güte und Weisheit gleich ausgezeichneten abgeklärten Greis, der nach langen Wanderfahrten den Lebensabend hier verbrachte, stieg der junge Kämpfer häufig hinauf. Willmann wies Hermann Stehr, der aus dem inneren Bedrängnisse keinen Ausweg fand, eine neue Richtung seines Geistes, in der er nun vorwärtsstürmte und die er nicht mehr verlassen sollte. Er machte ihn mit Philosophen vertraut, die ihm selbst die Grundlage seines Denkens gegeben hatten. Was aber konnten Feuerbach, Strauß, Darwin, Kanth Hermann Stehr in jener Zeit geben! Wie eifrig auch Willmann den aufnahmefähigen Schüler in ihre Gedankengänge einführte, es gelang ihm nicht,

eine neue Welt in ihm aufzubauen; nicht nur, weil er mitten aus seiner Arbeit durch den Tod herausgerissen wurde, sondern weil durch diese Philosophen die ureigenen Kräfte der gottsuchenden Seele Hermann Stehrs nicht geweckt wurden, die allein das große Dunkel in ihm erhellen konnten. So blieb eine trostlose Öde und Finsternis in ihm zurück, unter der er unermeßlich litt. Im Banne Lenaus ließ er seinen Welt-schmerz in Gedichten verströmen.

Noch heute denkt Hermann Stehr voll Dankbarkeit jenes Beraters, »Sie wissen«, sagte er 1936, »daß nicht die großen Angebinde, sondern gerade die kleinen Aufmerksamkeiten unser Herz tiefbeglückend bewegen. Und so bin ich durch die heutige Erfüllung eines geheimen Herzenswunsches auf liebenswürdigste Art beschenkt. Durch einstimmigen Beschluß hat der Rat von Habelschwerdt den Stadtbergturm in Willmannsturm umgetauft. Er hat ihm den Namen jenes würdigen Mannes gegeben, dem ich in meinem Roman »Drei Nächte« ein dichterisches Denkmal gesetzt habe und den ich liebe, weil ich meine eigene Jugend liebe, in deren Drangsalen er eine bedeutende Rolle spielt.«

#### Pohldorf

Die Entscheidung in Hermann Stehrs Leben bringt die Pohldorfer Zeit (1889-1900). In das kleine hölzerne Schulhaus dieses weltabgelegenen Dorfes am Hang der Graffbacher Berge sah er sich strafversetzt, nachdem ihm die übelwollende Behörde in Bukowine, Kreis Wartenberg, in Baunau, Kreis Frankenstein, und in Reichenau bei Glas einen kleinen Wirkungskreis angewiesen hatte. Seine Lage war verzweifelt. Die aufrechte, unbeugsame Haltung schied ihn von seinen Berufsgenossen, seine die Kirche ablehnende Einstellung zog ihm den Haß der Geistlichkeit und der mit ihr in Verbindung stehenden örtlichen und staatlichen Behörden zu. Wie selbst die einfachen Dorfbewohner in diese Heße einbezogen wurden, das zeigt eine aufschlußreiche Akte im Habelschwerdter Hermann-Stehr-Archiv, während leider die Unterlagen des Prozesses, den man seiner zweiten Novelle wegen gegen ihn angestrengt, nicht mehr zu finden sind. Daß Hermann Stehr unter solchen Umständen die Betreuung der ihm allein anvertrauten 130 Schüler keine Freude bringen, sondern eine kaum erträgliche Arbeitslast bedeuten mußte, ist verständlich. Bisweilen sah sich Hermann Stehr an den Rand der Verzweiflung gestoßen.

Wär' das nur alles, diese Not um Brot!  
Ich bin ein armer, stark im Lastentragen.  
Wüßt ich, daß noch einmal ein freundlich Rot  
von meiner Schwelle soll den Gram verjagen,  
dann würd' ich meine Schultern grade halten.  
Gott lobte ich auch in des Unglücks Walten.

Dieses ergreifende Gedicht aus dem Jahre 1892 gibt uns einen tiefen Einblick in die Schwere des Pohlendorfer Daseins.

Und doch war Hermann Stehr stark genug, sich von seiner Umgebung nicht niederzukämpfen zu lassen, und das reiche Maß seiner Berufslast füllte nicht sein Leben aus. Des Nachts erst gehörte er sich selbst; des Gottfuchers Mühen galt dann dem einen Ziel, aus seiner inneren Unsicherheit einen Ausweg zu finden, wieder eine ihn sicher tragende Weltanschauung zu gewinnen. Ein wahrer Arbeitsrausch ergreift ihn. Wie Schiller im Studium der Philosophie und Geschichte das Bildungsgut fand, auf dem er seine Welt aufbaute, so waren es bei Hermann Stehr die ihm verwandten Mystiker, insbesondere Meister Eckhart, die ihm »Höchstes und Tiefstes« gaben, indem sie die in ihm schlummernde Eigenart zur Entfaltung brachten. Sie bestärkten ihn in seiner Ahnung, daß das Reich der Seele die wahre Welt sei.

Nicht bitter werde, Seele, auch du weißt,  
durch all dein Rütteln Schmerzen mehr die Wunden,  
in Träumen lasse fliegen deinen Geist;  
so hat schon mancher seine Ruh' gefunden.

So tröstet er sich. Als er die Gewißheit gewonnen, daß er auf diesem nach innen führenden Wege den Gott in seinem Busen noch einmal finden würde, da öffneten sich die Quellen seiner dichterischen Kraft: Drei Romane entstanden in einem Jahre. Hatte er in unbarmherziger Selbstkritik alle dichterischen Erzeugnisse der früheren Zeit der Vernichtung preisgegeben, so läßt ihn nun das Zutrauen zur eigenen Kraft den entscheidenden Schritt in die Öffentlichkeit tun, der von einem kaum geahnten, den Dichter tiefererschütternden Erfolg begleitet war: seine Werke wurden von einem der bedeutendsten Verlage Deutschlands angenommen. Und wenn auch die ersten Werke nur die Trostlosigkeit seiner Umwelt zeigen, wie sie sich in des Dichters Augen widerspiegelte, so unterschied ihn schon damals vom vorherrschenden Naturalismus die Innerlichkeit seiner Dichtung.

»Als ich in Pohlendorf in mein Amt eingeführt wurde«, sagte Hermann Stehr 1932, »kam ich noch tiefer in den Wald und die Einsamkeit, noch näher zu der Berge Brausen, noch tiefer in den Strom der Stille. Ich kam mit Plänen, die mehr beunruhigend als befeelend waren. Aber diese Unruhe des Ringens war auch ein leises, heimliches Glück, ebenso wie die Hoffnung, daß sich die Erwartung an mich selbst erfüllen werde.

Ich stehe nun als ein Alter vor ihnen, aber ungebrochen, als weißhaariger, ohne Greis zu sein. Ich sehe nun wieder dieses Haus, von dem aus ich näher mit den Wolken Zwiegespräche halten konnte. Hier wuchs ich unter den nicht leichten Verhältnissen, die mir meine Pflicht auferlegte. Von hier aus unternahm ich mit meiner Lebensgefährtin meine eheliche

Liebesfahrt, hier blühten vier neue Leben auf und ich mußte drei davon wieder vernichtet sehen.

Von hier aus konnte ich den Wunderkessel davor mir dauernd schauen, meine eigentliche Seelen- und Wefensheimat und was sich in mir innerlich bunt zusammendrängte, erblickte ich in der Ferne. Hier fiel auch meine letzte große Entscheidung, daß sich das Tiefenwogen meiner Seele zu dichterischer Gestaltung kristallisierte.

Von hier aus habe ich den Weg ins Weite gefunden, und die Kräfte, die aus langen Wanderungen durch Busch und Gebirg in mir entstanden, wirken noch heute in mir, und ich bin ihnen treu geblieben bis zu dieser Stunde, wo ich vor ihnen stehe um ihnen Zeugnis abzulegen von dem rückhaltlosen Dank eines Wohlgeführten.«

#### Dittersbach

Im Vergleich zu Pohlendorf bedeutet die Dittersbacher Zeit (1900-1915) im aufstrebenden Waldenburger Industriegebiet Befreiung aus äußerer Enge, Entfernung von feindseligen Mächten und ihren dauernden Angriffen und Anerkennung von Seiten der Behörde. Die Not des Lebens fand eine Milderung, seitdem die dichterischen Erfolge sich auswirkten. Freilich mußte Hermann Stehr erst durch Jahre schwerer Krankheit hindurch, ehe seine Schöpferkraft sich aufs neue einstellte; die Natur rächte sich, daß er an seiner Gesundheit so lange Raubbau getrieben hatte. Aufenthalt im Krankenhaus, Erholung in Italien, vor allem aber ein selbsterfundenes radikales Heilverfahren, - über das der Dichter köstlich plaudern kann - brachte Heilung, aber 1911 mußte er wegen eines Ohrenleidens aus dem Schuldienst ausscheiden.

Was bedeutet nun die Dittersbacher Zeit für den weltanschaulichen und dichterischen Aufstieg Hermann Stehrs? Nach wie vor ist er unermüdlich darum bemüht, das hohe Gut einer geschlossenen Weltanschauung zu erringen. Wir wissen heute, daß Spinoza sich ihm erst nach langjährigen immer wiederholten Auseinandersetzungen erschloß, daß auch die großen östlichen Mystiker nun erst bewußt aufgenommen wurden. Indem er diese geistig-feelischen Erkenntnisse dichterisch verwertete, kam er zu immer größerer, ihn befreiender, ja beglückender Klarheit. Der Roman »Drei Nächte«, in dem er zum ersten Male eigenes Erleben in den Mittelpunkt des Geschehens stellt, bezeugte den sieghaften Ausgang seines inneren Ringens.

Als die Schule in Dittersbach an seinem 70. Geburtstag des Dichters Namen erhielt, legte er in seiner Rede dar, wie er trotz der völlig anders gearteten Umgebung seinen inneren Weg zielbewußt weiterging. »Die Seele dieses Kohlenbeckens öffnete sich meiner Betrachtung dergestalt, daß sie mich ergriff und, wie es gar nicht anders sein konnte, mein intuitives

Erleben in dichterische Gestalt hineindrängte. Ich sah den Todesengel und seinen himmlischen Gefährten im Dunkel der Nacht über der damals noch nicht umbauten Lindenallee erscheinen, um »Das letzte Kind« einer von Lebensnot zerstörten Familie zu holen. Das Märchen vom Grubenarbeiter Wendelin Reinelt wurde mir geschenkt, der aus der sozialdemokratischen Klassenwelt in das Reich der Bruderliebe geführt wird. Alle Novellen »Das Abendrot« strömten mir das vielfältige Leben dieser Gegend zu, deren Herz sich mir tiefer erschloß, die ich in ihrem verborgenen Geist schärfer sah und klarer erlebte. Die beiden Romane »Der begrabene Gott« und »Drei Nächte« gingen von hier aus in die Welt, die nach und nach begann, mir einen weiteren Wertraum zuzugestehen. In zahllosen Gedichten rang ich um das Verstehen dieser umloderten, unterwühlten Erde, erweiterte den Umkreis und die Tiefe des Menschenwesens im »Geist des Vaters« und dem »Schatten« in transzendenten Fernen und Untergründe. Oh nein, die Dichtung gedeiht nicht bloß »in einem kühlen Grunde«, schleierlose, unerschrockene Augen sehen überall poetische Gestalten, tiefdringende unverbildete Ohren hören auch durch den verfluchten Lärm das Klingen der himmlischen Mühlen. Hier auch begann ich meinen Roman »Der Heiligenhof«, um mich aus der Nacht der Schrecknisse in eine große gottesfichtige Welt des Daseins zu retten, die ebenso wirklich vorhanden ist wie jene, an denen sich die Augen der Masse stumpf und trostlos sehen.«

### Im Riefengebirge

Das Riefengebirge wird des Dichters zweite Heimat. 1915 siedelte er nach Warmbrunn ins Mandelhaus, 1926 nach Ober Schreiberhau ins Faberhaus über. Jahr für Jahr kommt er noch heute nach der Grafschaft Glatz; in seiner Studie »Die Heimat« hat er es uns gesagt, welchen Segen ihm diese wahre Heimat spendet: sie mache in ihm »die Sicherheit des Himmels und der Erde herrschend«. Seinen ins Riefengebirge verlegten Wohnsitz will er aber niemals mehr wechseln.

Diese Zeit bringt Hermann Stehr den Erntefegen seiner dichterischen Ausaat. Hier werden die Brindeisener-Romane vollendet, sein Meisterwerk, das den bisher nicht mehr überschrittenen Gipfelpunkt seines Schaffens darstellt. Des Dichters Ringen um seine Weltanschauung ist beendet; da er seinen Gott gefunden, weiß er den Sinn des Lebens zu deuten. Wie er in diesen Romanen das Menschenleben von zwei Lebensschichten, der sinnlichen und der feelischen, her erschaut und gestaltet, um das Geheimnis seiner Unergründlichkeit und Unerbittlichkeit zu erlauschen, so lockt es ihn später besonders, das Wesen der künstlerischen Persönlichkeit darzustellen. Im »Geigenmacher« und »Meister Cajetan« schenkt er uns zwei Meisternovellen, denen in ihrer eigenen Art unsere Zeit etwas Ebenbürtiges nicht an die Seite zu stellen vermag. In seinem

Älterwerk, der »Maechler-Trilogie«, deren Vollendung wir noch entgegensehen, tut er den Schritt vom Individuum zur Gemeinschaft, gliedert er den Einzelmenschen in das Volk ein. In der Zeit der deutschen Erniedrigung hat Hermann Stehr sein Werk geschaffen, das heute das anderer lebender Dichter überstrahlt. Von ihm, dem »geistigen Vater der gegenwärtigen deutschen Erzählkunst«, geht eine starke Belebung des literarischen Schaffens aus. Reichste Anerkennung wird ihm zuteil: 1919 erhält er den Schillerpreis, 1933 den Goethepreis; 1934 wird ihm die höchste Auszeichnung des Staates zugesprochen: der Adlerschild des Deutschen Reiches. Lebendige Anteilnahme am nationalen Umbruch erfüllt ihn, in einer eignen Schrift bekennt er sich zum Staate des Führers, von dem er in verdienter Weise gewürdigt wird.

In einer zu seinem 70. Geburtstag veranstalteten Hirschberger Feier sagt der Dichter: »Dichter sind unzeitliche Menschen. So sicher ich war, daß aus einer anderen Welt überlichtete Kunst einstmals doch über den Geistes- und Lebensmaterialismus der Zeit den Sieg davontragen werde, so konnte ich doch nicht ahnen, daß eine kurze Spanne darnach eine Wendung eintreten würde, die mich unverzagt abseits Ringenden in das Licht der Huldigung des ganzen deutschen Volkes heben würde. Und doch ist eingetreten, was Erwartung nicht ahnen konnte. Das Dritte Reich ist zu mir gekommen, und ich habe von den höchsten Stellen die glückhafte Versicherung erhalten, daß mein Werk zu den Grundsteinen gehört, auf denen sich die neue Menschenart, die neue Volks- und Staatsordnung aufbaut.

Diese herrliche Gewißheit bedeutet mir mehr, ist ein höherer Lohn, als alle Ehren, die mir erwiesen worden sind und die doch als Bestätigung meines rechten Werk- und Lebensweges eine Kostbarkeit bedeuten.

Aber das neue Dritte Reich steht trotz großer Erfolge nach dem vorjährigen 30. Januar erst in den Anfängen seines Neuaufbaues unter der Leitung des unvergleichlichen Führers. Was an sozialer, wirtschaftlicher und politischer Sacharbeit geleistet worden ist, ist schier unübersehbar. Aber das ganze Gebäude würde auf Sand ruhen, wenn es nicht gelänge, in dem Innern jedes einzelnen Deutschen seine Neufundierung zu erreichen. Habet Kraft ohne Gewalttätigkeit, Freude ohne Überheblichkeit, Kameradschaft ohne scheelfüchtigen Geist, Opferbereitschaft ohne Mißmut, Hingabe ohne Stellenfucht. Seid guten Mutes nicht weil ihr müßt, sondern weil ihr es aus frohem tapferem Herzen wollt.

Kurz, seid wie das Riefengebirge, das um uns steht: Hochgeschwungen, kühn, unerschütterlich in allen Stürmen, klar und immer lebendig wie seine Wasser, sonnensüchtig wie seine Berge. Dann erfüllt jeder einzelne die Hoffnungen, die der Führer auf das deutsche Volk setzt.

**W**enn ich einmal von der schlesischen Landschaft gefagt habe, sie sei ausgezeichnet durch Größe ohne Ausschreitung, durch inniges Wefen ohne Süßlichkeit, Ernst ohne Härte, Tiefe ohne Dufferkeit: fo muß ich von dem schlesischen Genius fagen, daß fein Ernst tiefdringend, feine Heiterkeit gedankenvoll, feine Formkraft vielfältig, fein Wagen mutig und zäh, fein Träumen verfonnen, fromm, ja, himmlifch angeglüht fei.

Wirklich, das Wefen der Landschaft tönt aus dem Herzen und dem Geift feiner Bewohner wider. Diefes schlesifche Mensch ift unverwechfelbar wie feine Berge, feine Ebenen, fein Himmel, feine Flüffe und Seen, die feines Herzens Schlag füllen und regeln und feinen Geift formen.

Doch in jedem Bäuerlein, dem du etwa von den unbegreiflichen Entfernungen und Dimensionen der Gefirne und dem in die Myriaden gehenden Alter der Erde erzählft, haft du einen nicht minder echten Vertreter eines Stammes vor dir, deffen Art es ift, einem Meere zu gleichen, das aus lauter gegeneinander treibenden Wellen befteht. Ob diefer Bauer nun in der Graffchaft Glatz zu Hauſe ift oder um Jauer oder Ottmachau, ganz gleich. Wenn du zu erzählen aufgehört haft, wird er in betroffenem Schweigen einen Augenblick an dir vorbei ins Weite lugen. Dann ift es ficher wie das »Amen« in der Kirche, daß er dir zunickt und fagt »Jo, jo - nee, nee. Ma fould's nich denken!« Und du biſt unſicher, wo das Hauptgewicht feines Ausrufs liegt: in der Ergriffenheit, dem furchtſamen Zweifel, dem freundlichen Spott oder in dem liebenswürdigen Widerſpruch.

Es ift ein Schlefier wie der andere. Ihre Augen fehen nicht in einer Richtung, fondern ſchauen gleichſam, ohne zu ſchielen, gegeneinander; ſie ſtehen ſtets auf zwei Polen, haben Rechts und Links in jeder Hand, ſind aus Vielgeſtaltigkeit unſicher und nicht allzu aktiv und verlieren ſich nach anfänglichem Kargtun gutmütig an jeden, der ein halbwegs ehrliches Schild trägt - allerdings, um ſich unbemerkt und geräuſchlos wieder zurückzunehmen, bereichert um die Nuance des Wefens, mit dem ſie ſich vorübergehend verſchwiſterten.

Aus »Der Schlefier« von Hermann Stehr





HERMANN STEHR  
MIT ELTERN UND  
GESCHWISTERN

HERMANN STEHR RECHTS IM BILD



ALS LEHRER IN POHLDORF

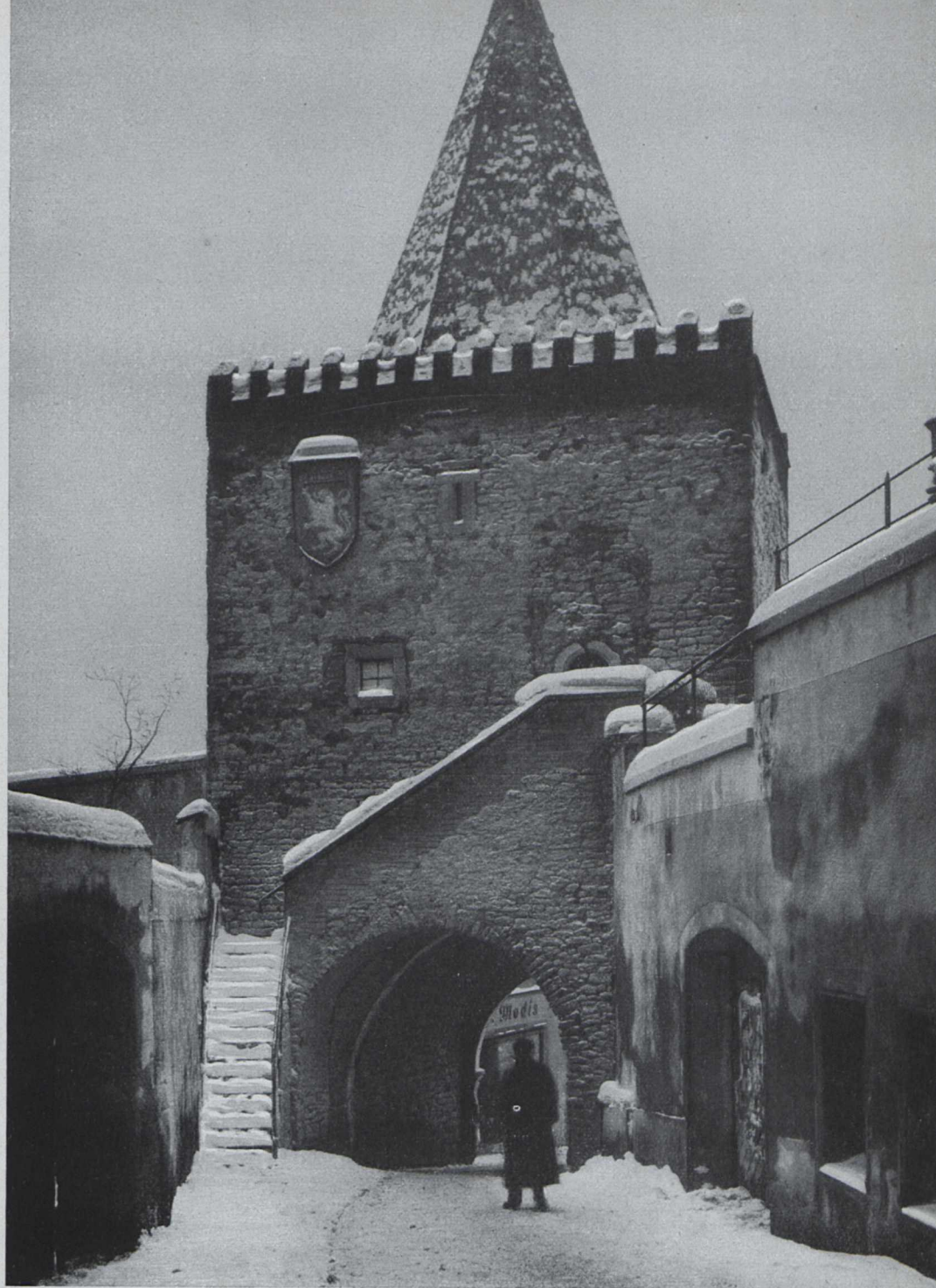


D I E L E B E N S G E F Ä H R T I N D E S D I C H T E R S

AUFN. K. F. KLOSE

AM HOSPITALPLATZ





AUFN. K. F. KLOSE

WILLMANTURM

D I E G E B U R T S S T A D T H A B E L S C H W E R D T



DAS WOHNHAUS DES DICHTERS, FABERHAUS IN OBER SCHREIBERHAU

# E I N H E R B S T G A N G

VON HERMANN STEHR

Von unruhvoller, leerer Nacht getrieben, -  
die traumverwirrt errungne Lebensklarheit,  
zur Maske machte mein vertieftes Lieben  
und schattenhaft die schwer erkämpfte Wahrheit, -  
erhob ich mich und ging aus meinem Haus  
ins vielgeschwungne Höhental hinaus.

Bald hatte ich die kleine Häuferenge  
im Steigen hinter mir. Tief unten klang  
in Felsenwänden, über Steingedränge  
des Zackens leise braufender Gefang.  
Die Fernen öffneten sich. In den Weiten  
fah ich im Frühlicht buntes Hügelgleiten.

Das war bekanntes, längstvertrautes Land,  
das ich durchstreift in rüstiger Freunde Mitten.  
Und doch, wie's jetzt im Sonnenzittern stand,  
erschien es fremd, von mir noch nie beschritten.  
Von einem Wandel war es mir entzogen,  
wie mich der Traum ums Innere betrogen.

Nun blickt ich auch erstaunend rechts und links,  
wie ein Verirrter, in die nächste Nähe  
und sieh, auch hier verwandelt war es rings,  
rein alles, Baum, Strauch, Moos, und selbst die Krähe,  
die vor mir aufflog, als ich stöbernd ging,  
war anders, da sie schwarz im Blauen hing.

Die Bäume loderten in bunten Flammen  
das Tal hinunter, eine wilde Brunst,  
und aus dem ähertiefen Himmel schwammen  
zerblasne Wölkchen, weißer Eifedunst:  
Als sei's das Weltenschicksal, gleicherweil'  
in Glut zu sterben und in Höheneis.

Und hat der Mensch das nämliche Geschick,  
fann ich im Weiterwandeln, daß die Glut  
der Sinnenjugend und der kühle Blick  
des Alters mehr nicht schafft, als ihn der Hut  
des Todes unerrettbar nah zu bringen,  
trotz aller Liebe, trotz des Geistes Ringen?

So schmerzlich war, so schonungslos noch nie  
der graue Riß den Augen aufgegangen,  
daß die ehrwürdige Weltallharmonie  
nichts anderes als zynisch grinsend Prangen  
und alles Lebens blühende Geburt  
der erste Schritt ist in die Todesfurt.

Erschüttert schritt ich aus, dem Wald entgegen,  
damit der Schatten feiner dunklen Kronen  
auslösche dieses Sinnens Teufelsfegen  
und Friedensgeister wieder in mir wohnen,  
die schon so oft aus hohen, heiligen Zweigen  
tief in mich sanken durch beredtes Schweigen.

Schwarztaunen grüßten, junge Buchen bogen  
weich ihre bronzegoldnen, langen Schwingen,  
aus bärtigen Fichten kam unhörbar Wogen  
und da und dort aufhuschten und vergingen,  
wie glänzender Gewänder lautlos Schleifen,  
im grünen Dunkel weiße Lichterstreifen.

Schon halb entrückt von diesem Zauber, strebte  
ich einem namenlosen Rinnal zu,  
das nur mit Wisperwölkchen klingend lebte  
und so in welt- und gottverlorner Ruh,  
auf grünen Steinen und durch Moosverstecke  
hinlief des kleinen Daseins kurze Strecke.

Und dennoch hatte seine enge Reife  
durchs Kronendach zur Höh hinaufgeschnitten  
sich eine schmale, vielgewundene Schneise,  
daß aus dem Himmel Sonnenschimmer glitten  
auf dieses arme Mühn, und Lichtgestalten  
den Weg des Rinnfals auf- und niederwallten.

Ich hatte mich auf einen Stumpf gesetzt  
und sah dem Wasser und den Schleiern oben  
mit einem Ernste zu, so abgehett,  
als würde hier mein Schicksal neu gewoben.  
Bald wurden Wefen mir die Lichterstreifen  
und Wellenflüstern Worte zu begreifen.

»Pink, pink«, klang es, »ich kam aus Erdenmitten  
vom Berg herunter in einsamem Lauf,  
und doch schließ ich mit meinen Lispelschritten  
des Weltalls Rätzel laut vernehmlich auf.  
Und du, Mensch, von dem Nachtraum irr gepeinigt,  
hör, daß dein Geist sich wieder tiefer reinigt.«

»Du siehst mich kümmerlich bergunter rinnen  
und staunst, daß ich so heiter singen kann.  
Es scheint dir ein gar aussichtslos Beginnen,  
verloren hinzugehn durch Stein und Tann,  
von niemand angefehn, nur dann und wann  
besucht von einem wegemüden Mann.«

»Ja, ja, 's ist wahr, man leidet mancherlei,  
Holzknechte etwa oder großes Wild;  
wie oft nicht treten die mir plump entzwei  
den schönsten Spiegel, drin das Himmelbild  
man auffängt, alle Sonn- und Wolkenpracht  
und liebes Sternengewimmel in der Nacht.«

»Da muß ich halt mit fleißigem Wellenspülen,  
fortwaschen wieder Schlamm und Praß und Kot,  
an Steinen rücken, Ufer unterwühlen . . .  
ach ja, an Arbeit hab ich niemals Not.  
Man wird nie fertig, kann nie stille stehn,  
und selbst im Traume muß ich mich noch drehn.«

»Sieh, sieh, so quält man sich von Häherdreck  
und Meisenkot besprüht, muß dürre Blätter  
forttragen, kommt gar manchmal nicht vom Fleck  
bei Eiseslast und wildem Winterwetter,  
und wär man nur dies Rinnfal Namenlos,  
das Lebensglück wär wirklich nicht sehr groß.«

»Doch bin ich Höh'res, göttlich Element,  
das Zeit nicht einengt und des Raumes Schranken.  
Was hier vor dir durch Moos und Steine rennt,  
sah Welten, die entstanden und verfancken.  
Eh diese Erde wurde, war ich da,  
und nichts geschieht, was nicht durch mich geschah.«

»Gebirge bilde ich, schaff grüne Triften,  
laß Wälder wachsen, alle Blumen blühn,  
fahr hoch als Wolke in den Weltallslüften,  
bin trüb in Nebeln und im Sturme kühn,  
durchmaß in Strömen alle Erdenbreiten  
und herrsch' als Meer in ungemessnen Weiten.«

»Dies alles bin ich, und noch jedes Herz  
beweg ich als Blut mit meinen Wogen.  
Drum kenne ich auch deinen tiefen Schmerz,  
der dich an meinen Uferrand gezogen.  
Nein, isß nicht länger dieses Phrasenbrot  
des Menschendenkens von Geburt und Tod!«

An allem klingt des einen ewiges Lied,  
im kleinsten Wefen, wie in Weltgestalten.  
Gleich sind Vergehn und Werden, es vollzieht  
durch beides sich nur dauerndes Entfallen  
des ungeheuren Wefens, das Begreifen  
nie fängt in feinen kümmerlichen Schleifen.«

»Sieh, wie das Jahr im Frühling blühend loht  
und dann im Herbst strahlend auch verendet,  
so, wie ihr's ausdrückt, durch Geburt und Tod,  
das Ewige ins Leben sich verschwendet.  
Deswegen geh ich Rinnfal Namenlos  
so singend heiter hier durch Stein und Moos.«

Da schwieg des Wassers wortgeformter Laut  
und Wellenpinken hört ich wieder nur  
still weiterklingen unter Moos und Kraut.  
Verföhnen Brausen durch die Wipfel fuhr,  
Licht streifte schimmernd aus der Höh herein  
und ferne eines Hähers boshaft Schrein.



# FREUNDSCHAFT MIT HERMANN STEHR

VON ARTHUR FUNDNER

Echte Freundschaft ist fast so selten wie wahre Liebe. Sie kommt aus der Seele, also von Gott, ist unbegreiflich und unbeschreiblich beglückend. Sie endet nie, nicht einmal mit dem Tode. Eine solche Freundschaft, von der ewigen Vorlesung geschenkt, verbindet mich nun mehr als 41 Jahre mit Hermann Stehr. Sie ist - neben der Liebe - der größte Gewinn meines Lebens. Von allen Lebenden hat nur Stehr einen entscheidenden Einfluß auf mich gehabt, ohne daß er je den Versuch gemacht hat, mich von meinem eigenen inneren Wege abzurängen.

Als Vierundzwanzigjähriger kam ich im Sommer 1897 für acht Tage als Sommergast in die Pohlendorfer Schule, Schicksalsgeführt. Vor dem Hause empfing das mühsam von Altheide heraufgekrochene Wägelchen ein junges Lehrerehepaar, eine munter-freundliche Frau und ein schwarzgemähter, schwarzbebarteter Mann mit lodernnden Augen, dem man das Mißvergnügen über die unerwünschte Einquartierung unmißverständlich ansah. Nun, schon am nächsten Tage war das Eis gebrochen. Junge, in der Nähe sommerfrischelnde Corpsbrüder von mir lärmten in die ferienstille Schule und rissen den völlig vereinsamten, an seine inneren Gesichte verlorenen Pohlendorfer Lehrer aus seiner Umzäunung in unsere fröhliche Mitte. Nun mußte er in der alten Laube im kleinen Schulgärtchen, mit dem zauberhaften Blick über die Graffschaft bis zum Schneeberg, sogar mit uns Skat spielen, was er mit mehr gutem Willen als Können tat.

Niemand ahnte damals, daß er dichtete. Das war sein Glück, denn es hätte ihm bei uns, sehr diesseitigen, materiell eingestellten Jünglingen, die die Periode ihres dichterischen und literarischen Interesses längst hinter sich hatten, nur ein Hohngelächter der Hölle eingetragen.

Und dann machten wir eines Abends spät noch einen gottnahen Spaziergang unter dem Sternenhimmel, da quoll es aus dem Pohlendorfer Lehrer heraus in herrlichen Bildern und Gesichtern, und es kam mir die Erkenntnis: »ecce homo«. Am nächsten Tage mußte ich das wundervolle Bild vom »last-

gepeinigten« Wagen leidenschaftlich gegen meine Freunde verteidigen, die es für Blödsinn erklärten. Die innerliche Brücke zwischen Hermann Stehr und mir war nun geschlagen, auch in seiner Seele hatte sich wohl der geheimnisvolle Vorgang des Gefühls der Zusammengehörigkeit vollzogen.

In den darauffolgenden Weihnachtsferien folgte er einer Einladung zu mir und meiner Mutter nach Breslau, das er noch kaum kannte. Ich weihte ihn in die »Freuden der Großstadt« ein und nahm ihn sogar auf einen Kneipabend meines Corps mit. Das war ein sehr gefährliches Unternehmen. Der weltfremde Lehrer aus dem einsamen Gebirgsdorf auf einer lebenssprühenden Corpskneipe - das konnte böse enden. Aber es gelang über alles Erwarten. Stehrs bewunderungswürdiges Einfühlungsvermögen in jede noch so fremde Umgebung, in noch so anders geartete Menschen bewährte sich schon damals glänzend. Er war fröhlich unter den Fröhlichen und trunkfest bis zur Unerschütterlichkeit.

Von da ab waren wir mehrmals im Jahr kürzere oder längere Zeit beieinander, erlebten und trugen alles gemeinsam, Freud und Leid, in Familie, Volk und Staat. Ich bekam einen tiefen Einblick in die Enge seiner Jugendzeit, in der ihn, den Besonderen, außer der feinfühligsten Mutter, niemand verstand, und an die er doch jetzt in seinem Alter so gerne zurückdenkt als an die zauberhaft überglänzte Zeit seiner Kindheit und seines Werdens. Ich litt mit ihm die Qualen, die ihm, dem begeisterten und begeisternden Lehrer, seine Umgebung, diese engstirnige, verbohrt und gemeine Herde, die ihn wie jeden zum Höchsten strebenden Einzelgänger mit ihrem Haß verfolgte, bis zur Verzweiflung bereiteten. Nur sein unbeugfamer Wille und der Glaube an seine Sendung retteten ihn. Dann erschien sein erstes Buch und erregte einen Sturm der Entrüstung gegen ihn, der sich bis zu einer lächerlichen Anklage erhob. Damals fand er aber schon eine Stütze in der begeisterten Zustimmung einiger hochgeistiger Menschen, die sich zu seinem Werk bekannten. Der großen Masse, auch der literarisch interessierten, blieb er

auch weiterhin noch viele Jahre ein Unbekannter, wirkte kümmerlich als Lehrer in Dittersbach und benützte die bescheidene Freizeit, die ihm der Beruf ließ, zur Gestaltung seiner tiefen und umfassenden Weltanschauung und zum Schaffen seiner weiteren Werke. Lange und schwer war er in dieser Zeit krank, wieder und wieder raubte ihm Krankheit in der Familie die Kraft zur dichterischen Arbeit. Sein eiserner Wille setzte sich immer wieder durch.

Oft sahen wir uns, sein Besuch in meinem Hause war immer ein Geschenk des Himmels, meine Besuche bei ihm die Einkehr in einem Zuhause, dessen echt deutschen Zauber ich immer wieder beglückend empfand. Bis tief in die Nacht hinein führten wir tiefe Gespräche, bei denen die Geister oft leidenschaftlich aufeinanderplatzten, so daß ein wildes Gebrüll entstand. Nie aber blieb bei solchen Schlachten, bei denen ich der Famulus, er der Meister war, der mich aber durchaus nicht immer zu seiner Überzeugung bekehren konnte, die geringste Verstimmung zurück. Und dazwischen waren wir von einer übermütigen Lustigkeit erfüllt, die unsere Seelen von allen Lebensschlacken reinigte. Herrliche, gemeinsame, stunden-, tage-, wochenlange Wanderungen und Reisen, Fahrten und Abenteuer wurden zu unvergesslichen Erlebnissen.

Mehr und mehr gab mir der Freund einen Einblick in sein dichterisches Gestalten, las mir seine neuen Werke im Entstehen vor. Das waren immer Weihestunden, denn Hermann Stehr liest mit unerhörter, suggestiver Kraft, weil er das Schicksal der von ihm geschaffenen Menschen auf das leidenschaftlichste beim Lesen miterlebt. Das wirkte sich im Kreise nächster Menschen natürlich stärker und hemmungsloser aus als in öffentlicher Vorlesung, bei der er auch schon immer wieder bis zur völligen Erschöpfung »erledigt« wurde. Ich bekam bei diesen privaten Vorlesungen einen mich erschütternden Einblick in die seelische Reizbarkeit meines Freundes.

Noch den fünfzigsten Geburtstag Hermann Stehrs feierten wir in Dittersbach in einem kleinen Kreise von Menschen, die von auswärts gekommen waren, um ihm zu danken für alles das, was er ihnen gegeben hatte und was er ihnen

war. Weder die deutsche Öffentlichkeit noch irgendeine staatliche Behörde nahm im geringsten Notiz von diesem Tage. Dann wurde Stehr endlich durch Pensionierung von der seiner unwürdigen Kleinarbeit der Schulmeisterei entfeffelt und für sein dichterisches Werk freigegeben. Nun entstand in jahrelangem Ringen, lange unterbrochen durch das schmerzvolle Erlebnis des Heldentodes seines ältesten Sohnes Willi, sein großes und tiefes Bekenntnisbuch »Der Heiligenhof«. Mit ihm begann auch der breite äußere Erfolg und führte zu den immer gesteigerteren Ehrungen, die das deutsche Volk und seine Führung seinem großen Dichter bereitete. Werk folgte auf Werk, auch der Fünfundsiebzigjährige ist nicht nur im Gespräch lebendig wie ein Jüngling, abgeklärt und heiter zugleich trotz schwerster Lebensbelastung, er ist auch noch von einer sprudelnden Produktivität. Es ist sicher eine Folge seiner weltüberlegenen und dennoch lebensbejahenden Einstellung, daß der Strom seines dichterischen Schaffens sich jetzt im Alter in humorvoll-bedächtige, heiterbesinnliche und göttlich-tiefe Märchen auflöst. Der tiefe Denker hat nicht in ihm den gottbegnadeten Dichter erschlagen. Beide Gaben liegen in ihm nicht im Kampf miteinander, sie ergänzen sich zu reiner Harmonie. Hermann Stehr, der Dichter und Denker, ist untrennbar von Hermann Stehr, dem Menschen, dem kraftvollen und zarten, hingebungsvollen und scheuen, schmerzdurchwühlten und fröhlichen, zum Himmel stürmenden und mit festen Beinen auf der Erde stehenden, immer liebenswerten Menschen.

Was kann man einem solchen Menschen zu seinem Geburtstag wünschen?! Er hat ja alles in sich, was ein Menschenleben groß, einmalig und lebenswert macht. Und die äußeren Dinge bedeuten ihm wenig. Man kann ihm nur wünschen, daß ihm aus dem mit schweren Steinen vollgepackten Rucksack, den er sein ganzes Leben lang schleppen mußte, ein paar der größten herausgenommen würden, und daß er so ein wenig leichter und lastbefreiter in seinen Lebensabend schreiten könnte. Das hat der liebe, ehrliche Kämpfer sich wohl verdient. Möge die ewige Vorsehung diese Bitte gewähren.

# ÜBER DEN ZUSAMMENSCHLUSS ÖSTERREICHS UND DEUTSCHLANDS 1923

VON HERMANN STEHR

In dem Streit der Alliierten um die Fassung der Forderungen, die zusammen das verbrecherische Monstrum des sogenannten Friedensvertrages von Versailles ausmachen, handelte es sich nach den Worten des Amerikaners Baker allein um »die Ehrenhaftigkeit unter Dieben«. Wie konnte es anders sein, daß sich auch der Friedensvertrag von St. Germain vom 3. Juni 1919 um die 14 Punkte Wilsons nicht im mindesten kümmerte, die eine Berichtigung der Grenzen (Italiens) gegen Österreich nach der »klar erkennbaren Nationalitätengrenze« verlangte! Hier wie dort ein erbitterter Kampf der Gaunerei unter der Maske der Gerechtigkeit.

Allein, wie das Individuum schlecht beraten ist und sich in unabsehbare mörderische Verwicklungen stürzt, wenn es sich für das Wohl seines Lebens nur von egoistischen Gründen leiten läßt, so müßten die feindlichen Staatsmänner aus der Geschichte gelernt haben, daß solch engstirniger Gewalt-egoismus günstigenfalls über einen kurzen Triumph, dann aber unvermeidlich in größere Verwirrung, wo nicht in den Abgrund führt. England hat es an Amerika und Irland erfahren und wird sicher an Indien zugrunde gehen. Das Schicksal Spaniens als Weltmacht, das Napoleons sollte Staatslenker davor zurückhalten, gegen heilige Lebensmächte eines großen Volkes sich zu verfühnen. Hier setzt sich Menschenabergwitz göttlichen Kräften entgegen und muß unbedingt früher oder später zerschellen. Daß der Feindbund durch die wahn sinnigen Diktate von Versailles und St. Germain nicht den Frieden Europas gesichert, sondern chaotische Verwirrungen geschaffen hat, beginnt alle Welt einzusehen. Daß er aber mit dem Verbot des Zusammenschlusses des Deutschen Reiches und Österreichs eine Unmöglichkeit zur Tatsache machen will, daran glaubt er heute noch nicht. Allein der

Deutsche Nationalstaat in der Mitte Europas, Großdeutschland, ist nicht nur eine Forderung gegenwärtiger Not, es ist der tiefste und heilige Jahrhunderttraum dieses großen Kulturvolkes. Man könnte eher das Meer mit Tanks totfahren oder Sterne mit Kanonen vom Himmel schießen, als daß man mit Gewaltmitteln diese heilige Sehnsucht aus dem Herzen der Deutschen reißen und diesen Willen zu zerbrechen imstande wäre. Der Staat der Habsburger und das Deutsche Reich der Hohenzollern waren enge, unzureichende Gebilde, diese große Sehnsucht zu verwirklichen, sie zu umspannen. Darum gingen sie unter. Aber das deutsche Volk hat in den Hunderten von Siegen, die es gegen eine Welt von Feinden erfochten, von Demütigungen, Lebensleiden und Nöten, die es peinigten und immer noch bedrückten, aber niemals zerstören werden, seine große Hoffnung noch stärker und seine tiefste Sehnsucht noch heiliger gefestigt, daß selbst gegen eine Welt von Teufeln das große Deutschland entstehen muß, dem alle feine Stämme angehören.

Wir, Reichsdeutsche und Österreicher, sind unterlegen, aber nicht besiegt. Unsere Gegner von gestern sind noch die Feinde von heute. Unsere Bundesgenossen gegen sie sind unsere Arbeit, unsere Einfachheit, Reinheit und Hingabe an unseres Volkes höchste Idee. Unser großes, tapferes Herz wird sie so sicher überwinden, wie sie von der eigenen Gemeinheit, Gewaltgier und Rachsucht zerstört werden müssen. Denn wer das Heiligste und Ehrwürdigste eines andern mit Füßen tritt, der zertritt sich selbst. Das ist eines der ernenen, unausweichlichen Gesetze, mit denen Gott von dem Menschenwesen her den einzelnen züchtigt und die Völker erniedrigt und austilgt.

# ZUR INNEREN FORM DER DICHTUNG HERMANN STEHRS

ÖSTERREICHS UND DEUTSCHLANDS 1923

VON HERMANN STEHR

V O N R O B E R T P E T S C H

Wir verehren in Hermann Stehr den Altmeister der gegenwärtigen deutschen Erzählkunst. Wenn wir das Wort »Meister« auf ihn anwenden, das immer nur mit Vorsicht gebraucht werden sollte, so wollen wir damit sagen, daß er seiner Kunst eine neue bedeutende Wendung abgewonnen; daß er dem deutschen Wesen, so weit es sich in erzählender Form offenbaren kann, neue wesentliche Züge abgelauscht; daß er also die nationale Epik nach Gehalt und Form um ein beträchtliches Stück gefördert und unsern geistigen Bestand merklich bereichert hat.

Jeder unserer großen Dichter erweist seine Meisterschaft darin, daß er mit bestimmten Gattungs- und Artformen der Poesie, zu denen er eine besonders enge Verwandtschaft empfindet, neue, bisher kaum gefundene oder beachtete Breiten des äußeren und inneren Lebens zu erobern, d. h. durch dichterische Rede zu gestalten weiß. Damit wird nicht nur die Kunstform erweitert, sondern der Besitz des Volkes an dichterischen Figuren und Vorgängen erweitert, die poetische Anschauung des Lebens überhaupt vertieft und auch das seelische Leben, das wir alle außerhalb des dichterischen Zauberkreises führen, erheblich verinnerlicht, - an Werten bereichert.

Denn alle Dichtung, gerade wie unsere deutschen Dichter sie auffassen, will nicht die wirkliche Erscheinung abmalen und noch weniger Gedankenspinne phantastischer Art herumweben. Mag sie der Wirklichkeit näherstehen oder sich aus ihr in romantisch-märchenhafte Fernen flüchten, immer will echte Poesie ein höheres, von der Seele her belebtes und geistig vertieftes Menschentum darstellen und uns vermitteln. Und da unsere Dichtung immer an unsere Muttersprache und damit an die Gemütsart unseres Volkes gebunden bleibt, so sind es nicht menschlich-allgemeine, sondern vor allem deutsche Werte, die sie an den Dingen und Landschaften, an den Menschen und Geschehnissen aufleuchten läßt, um unser Herz in Schwingungen zu versetzen. Unter diesen deutschen Lebenswerten kann wieder jede der großen Dichtungsgattungen und ihrer Unterarten ganz besondere Wertschichten vorzugsweise vermitteln, und

der ist ein rechter Meister, der seine Kunstform und unser seelisches Leben nach dieser Seite hin bereichert und vertieft. Wir alle wissen, daß die Erzählkunst Hermann Stehrs vor allem zwischen zwei Polen des Epischen pendelt: zwischen der Novelle und dem großen Roman. Aber seine Novellen stehen wieder in der Nähe seiner Märchendichtungen. Auch sie befassen sich gern mit dem Ungewöhnlichen, ja Unerhörten, das in Augenblicken gesteigerten Lebens die Hülle durchbricht und dunkle Tiefen oder auch lichte Höhen der Menschenseele ahnen läßt. Insofern kann das Märchen vielleicht als die verborgene Urform aller Erzählungen Hermann Stehrs gelten, denn auch seine großen Roman-Schicksale kreifen sozusagen um eingebaute Märchen-Novellen; auch sie dringen in unergründete und vielleicht unergründliche Tiefen vor: in Tiefen der Welt und der Menschenseele. Darauf aber kommt es unserm Dichter vor allem an. Sein ganzes persönliches Leben war nichts anderes als ein ständiges Suchen nach den Geheimnissen der Welt, nach der Offenbarung ihrer Gotteserfülltheit und - nach den uner schöp flichen Reichtümern der eignen Seele, wie sich beide in engster Wechselwirkung offenbaren.

Es liegt auf der Hand, daß solche Einsichten und Ahnungen, die den deutschen Menschen - vorzüglich den Menschen des Ostraums - zu sich selbst und zu seinem Gotte hinführen wollen und können, nicht in der Form des Abenteuerromans, sondern nur in der Art einer idealen Epik vermittelt werden, die sich bald auf einen Punkt oder auf eine kurze Strecke bedeutungsvollen Lebens zusammenzieht, bald in die Breite entfaltet und den ganzen Zauber der »ausgedehnten Erzählung« verspüren läßt. Dabei treten freilich die äußeren Vorgänge und Zusammenhänge immer wieder zurück, so daß die rein erzählerische »äußere Kontinuität« des epischen Berichts unterbrochen wird. Um so reiner läßt sich das innere Wachstum verfolgen. Einer solchen Dichtung aber steht, unter den üblichen »Darbietungsmitteln« der Epik, auch die eigentliche »Beschreibung« ferner. Wo immer Hermann Stehr Land-

schaften, Menschen oder Gebäude »schildert«, da blicken wir durch die Außenseite und die Oberfläche der Erscheinungen hindurch. Er läßt uns dauernd tiefere Zusammenhänge und verborgene Werte ahnen, die seine meisterhafte Sprachbehandlung aufleuchten läßt, während scheinbar von dem Sinnfälligen und Handgreiflichen die Rede ist. Eben deswegen neigt auch seine Erzählkunst nicht eigentlich der großen Spielfzene zu. Wo wir solche gewaltfame Auftritte haben, wie z. B. am Schlusse des »Schindelmachers, da bedeuten sie Ausbrüche angefallener Leidenschaften«. Hier wie überall bricht immer das Innere, Verborgene, Wesentliche durch die äußere Schale durch, bald eruptiv wie ein Lavaström, bald leuchtend wie das Goldkleid eines verwünschten Märchenprinzen, das unter dem Bärenfell hervorstrahlt. Vielleicht gerade darum ist unter allen epischen Darbietungsformen des schlesischen Dichters wohl das Gespräch für seine Darstellung im tiefsten Grunde entscheidend. Schön bei dem bloßen Blättern in den Bänden von Stehrs Werken fällt der große Anteil der Unterredungen auf, die hier und da, wie in den »Drei Nächten« oder im »Peter Brindeisener« geradezu die beherrschende Form der Darstellung ausmachen. Aber Stehrs »Dialoge« sind keine behaglichen Unterhaltungen, die weit um die Dinge herum und wohl auch vom Hundertsten ins Tausendste führen, wie etwa bei Th. Fontane; sie machen auch nicht den Anspruch auf eine belehrende oder betrachtende Deutung der Wirklichkeit wie bei W. Raabe; sie sind oft der wesentlichste Teil, die Triebkraft und der immer wieder belebende Grundstoff der Handlung, ja sie sind in ihrer höchsten Form - wie in den genannten Werken - die Handlung selbst. Der epische Mensch Hermann Stehrs ist der »redende Mensch« im höchsten Sinne, und so gipfelt seine Kunst auch in der Darstellung des Menschen, der in der Rede sein Innerstes offenbart oder, mehr als das, zu sich selbst kommt, sich selbst vollendet.

Daher das eigentümliche Offenbarungs-Gepräge des Stehrschen Gesprächs. Ihm haftet immer noch etwas an von jener Urform menschlicher Rede, die einen »Ausbruch« angefallener feelischer Energien, ein Hinreißen des Zuhörers in den Strom des eigenen Erlebens und ein wahrhaft leidenschaftliches Andringen des Ichs an die Welt bedeutet. Daher die mitreißende Inbrunst, die tiefe Glut eines solchen Gesprächs; daher sein ständiges Hin und Wieder zwischen einer überwältigenden Offenbarung und einem Rückzuge, der nur wieder auf Größeres warten läßt oder auf letzte, unaussprechliche Dinge hinweist. Das eben macht das »Handlungsmäßige« dieser Gespräche aus, in denen der redende Mensch mit sich selbst - nämlich als feelischer mit dem erscheinenden Menschen - weiterhin mit seinen Menschenbrüdern und nicht zuletzt mit Gott sich »auseinandersetzt«, um die Dinge draußen und drinnen in das rechte Licht zu rücken und sie in Ordnung zu bringen, so wie sie sein müssen und tatsächlich sind: von der gottesfüllten Seele aus gesehen.

Stehr ist niemals so sehr er selbst und zugleich nie so stark epischer Dichter, als wo er seine Figuren reden läßt. Das Gespräch, auch wo es (und gerade wo es) einseitig geführt wird, wo der eine redet und der andere zum »schöpferischen Zuhörer« wird, ohne den kein Mensch sich aussprechen kann, faßt alle anderen Darbietungsformen auf: das Gespräch gibt die wichtigsten Berichte und Schilderungen, das Gespräch redet von szenischen Zusammenballungen des Lebens, enthält oder umkreist selbst derartige Höhepunkte und bildet in einzelnen Fällen den Gipfel des Lebens selbst.

Dazu bewegt sich das Gespräch dauernd zwischen zwei Polen: auf der einen Seite ist es jener unmittelbare »Ausbruch«, von dem wir sprachen, wie er vielleicht von Rede und Gegenrede hervorgerufen wird als der auf einmal erscheinende Untergrund alles Geschehens und alles Sprechens. Auf der andern Seite fließt es als breiter Strom dahin, der zu seiner Zeit aus unermesslichen Tiefen hervorquillt, sich sein eigenes Bett bricht, und in dessen Wogen sich alle Sterne des Himmels spiegeln, wie seine Untiefen alle Abgründe der Hölle aufzureißen scheinen. Schon in größeren Gesprächen des »Heiltigenhofes« pendelt das Gespräch zwischen diesen Polen hin und her und damit zwischen wühlender Leidenschaft und überlegener Weisheit: wir wissen aber aus den »Drei Nächten«, wie solche Leidenschaft sich allmählich abklären kann zu einem immer noch bewegten, kampferfüllten Bilde der Welt, und wie andererseits Weisheit, die mit einem wahren Heißhunger gefucht oder verkündet wird, das Herz wieder aufglühen lassen kann. Und so vereinen sich hier beide Seiten des Menschen, die sinnlich-unmittelbare und die bewußte, zu einem episch-dichterischen Ganzen, zu einer Neugestaltung des Menschentums im Lichte Stehrscher Menschlichkeit.

Nun verstehen wir es, warum jene beiden Werke, die am meisten von Stehrs persönlichem Wesen und von seinem Weltbilde verraten, ganz und gar auf die Form der »Ausprache« und des scheinbar einseitigen Gesprächs eingestellt sind, die doch nur dadurch ermöglicht wird, daß der Zuhörer innerlich mitgeht, sich während der Rede des Sprechers in einen Teil von diesem selbst verwandelt oder sich mit ihm auf eine gemeinsame Linie des Erlebens aufschwingt. Da sprechen die »Drei Nächte« von den Jugenderfahrungen des Dichters, von seinem inneren Werden und von seinem Antreten zum Kampf mit der Welt: ihr Inhalt liegt gleichsam vor dem, was uns Stehrs Leben und Wirken so teuer macht. Der »Brindeisener« steht am anderen Ende. Ehe der Dichter mit seinem eigentlichen Alterswerke, der Mächler-Trilogie, einsetzt, blickt er noch einmal auf das Erreichte, auf den Gewinn seines ganzen Lebens zurück: mit jener großartigen Humanität, mit jener Weitherzigkeit und jenem Tiefblick, der ihm eigen ist, und dessen Ausdruck sein kostbarstes Vermächtnis an sein Volk bedeutet. Da wird

der Unterredner zum Propheten, der letzte Gedanken des Dichters ausspricht: ähnlich wie seine Verse die Erleuchtungen H. Stehrs in gebundener Rede (mit einer gewissen Ausgleichung und Feilung) gestalten, so tragen solche Reden seine Gedanken gleichsam im glühenden Zustande vor. So Gipfelt vielleicht seine ganze epische Darstellungskunst in jenen monumentalen Sätzen des todgeweihten und zugleich vollendeten Brindeisener, die der Dichter mit einer großartigen, bildhaften Gebärde eingerahmt hat; der Sprecher hat gefühlt, wie der zuhörende »Jungmann« mit dabei gewesen ist, als er erzählte; aus seinem Zuhören hat er immer neue Kraft zur Beichte und immer neues Vertrauen über alle Belastung heraus gewonnen.

»Nun ist's vorbei!« Damit riß er den Hut vom Kopfe, sprang von der Lattenbank auf, dehnte seinen Körper in die Höh und rief triumphierend: »Befreit! Erlöst! Geführt!«

Dann breitete er im Überschwang der Freude die Arme gegen den sich sieghaft rötenden Himmel, als wollte er die ganze glänzende Höhe an sich reißen. Mich packte die Rührung dergestalt, daß ich ein Schlucken nicht unterdrücken konnte.

Da ließ er die Arme sinken und sah lange, wie ertappt, zur Erde.

»Nein, nein, es ist wahr«, murmelte er darauf, sich wieder dem Strome seines Glückes überlassend, »es ist alles wahr... Die Tausende und Millionen arbeiten in den Werkstätten Gottes. Die einen schmieden in einer hohen, lichten Halle, die andern in finsternen Höhlen, je nachdem sie sind, die einen in der Not des Guten, die anderen in der Not des Bösen. Am Ende aber, im Tode, wenn das Dasein abgelaufen ist, sinken alle, die Belichteten wie die Finsternen, in die eigene Tiefe hinauf, in diesen unaussprechlichen Abgrund unseres Wesens, den die Menschen draußen Gott, in sich Seele nennen. Das ist das Geheimnis, mein lieber Jungmann, das ist es. Kein anderes.«

Damit aber steht nicht nur der ganze Brindeisener, damit steht der ganze Erzähler H. Stehr vor uns. Alle seine Kunstwerke sind noch mehr als »Bruchstücke einer großen Konfession«, sie sind eine großartige Aussprache einer deutschen Seele mit dem Leben selber - eine Aussprache, worin das Leben selbst gewaltig mitspricht.

## WAS WIR IN AMERIKA AN HERMANN STEHR LIEBEN

VON V. E. W. MUELLER-KANADA

Vor etwa fünf Jahren war es mir zu meiner großen Freude vergönnt, eine Doktorarbeit über die Probleme im Werke Hermann Stehrs zu schreiben. Das war wirklich eine Freude, denn ich kam dadurch in brieflichen und später in persönlichen Verkehr mit dem Faberhaus in Ober Schreiberhau, mit dem großen Dichter, den diese Festschrift zu ehren unternimmt. Und so ist es nun auch eine Freude, der Einladung der Herausgeber Folge zu leisten und ein paar Worte über die Aufnahme Hermann Stehrs in Amerika zu sagen.

Der amerikanische Leserkreis Hermann Stehrs beschränkt sich leider noch auf diejenigen, die sein Werk in deutscher Sprache aufzunehmen vermögen, denn bis jetzt sind den Amerikanern keine Übersetzungen dieser großartigen Werke zugänglich; eine in England erschienene teilweise Übertragung des »Heiligenhofes« ist hier drüben noch nicht eingeführt worden.

Die Zeit dürfte aber nicht allzuferne sein, in welcher das amerikanische Publikum, der ausschließlichen Beschäftigung mit gesellschaftlichen und politischen Problemen müde geworden, für den tiefreligiösen Gehalt von Stehrs Dichtung reif wird.

Aufsätze über Stehr sind in verschiedenen amerikanischen Hochschulzeitschriften erschienen, in englischer Sprache von Reichart und Kauffmann, in deutscher von Hofacker; der erstgenannte hat auch eine Schulausgabe des »Geigenmachers« besorgt und eingeleitet. Es steht zu hoffen, daß diese Arbeit zu vermehrter Beschäftigung mit Stehrs Werk aufrufen wird.

Soweit Stehrs Bücher aber in Amerika schon bekannt sind, haben sie überall den größten Eindruck hinterlassen, besonders bei der akademischen Jugend. Unsere folgenden Ausführungen stellen einen bescheidenen Versuch dar, die bereitwillige Auf-

merksamkeit und jeweils schnell wachsende Bewunderung zu erklären, welche dieser Dichtung und der Persönlichkeit dahinter entgegengebracht werden.

Mit unsern Studenten an der deutschen Abteilung der Universität Toronto, Kanada, haben wir in den letzten Jahren regelmäßig den »Begrabenen Gott«, »Nathanael Maechler« und in diesem Jahre auch den »Geigenmacher« gelesen; ihr erster Eindruck war immer ein großes Erstaunen darüber, daß mitten aus dem Naturalismus heraus eine Gestalt wie die von Stehr erscheint, der zum Teil mit den künstlerischen Mitteln des Naturalismus einen ganz anderen, nämlich wertbetonten, religiösen Gehalt darbietet. Diese Werke waren den Lesern eine durchaus überraschende Erfahrung und öffneten ihnen den Zugang zu einer neuen Welt, oder wenigstens den Ausblick auf eine Welt, die sich von allem bisher Erfahrenen unterschied. Diese freudige Entdeckung bewog sie, andere Werke von Stehr zu lesen, wie »Drei Nächte«, den »Heiligenhof«, »Die Nachkommen« und viele der Erzählungen. Durch diese Bücher gelangten sie zum Verständnis und zur Wertschätzung der Lebens- und Wirklichkeitsgeschichten, die in der Ansicht Stehrs wertvoll sind. Sie wurden aus ihrer gewöhnlichen Welt der gesellschaftlichen und politischen, ja auch der wissenschaftlichen und künstlerischen Probleme herausgehoben und folgten dem Dichter mit wachsendem Erstaunen in seine Welt, darin die seelischen Werte gelten und religiöse Kämpfe stattfinden, Kämpfe mit dem Schicksal im magischen Bereich unterbewußter Mächte, in eine Welt, die mit Träumen und Bildern und mit Gestalten der deutschen Sehnsucht erfüllt ist. Gebannt ruhte ihr Blick auf Menschen, die mit ungeahnten Sinnen in die Tiefe des Daseins dringen, die mit großem Ernst, ja mit höchster Leidenschaft um die eine, religiöse Frage ringen. Hier waren Menschen, welche die wahren Werte des Lebens, ihren eigenen Platz im Weltall, ihre Verbindung mit Gott zu ergründen suchten. Diese Verlegung des Gewichtes von gesellschaftlichen und politischen Zuständen, von Angelegenheiten des Verstandes und von der fragwürdigen Stellung des Künstlers in der menschlichen Gesellschaft auf die tiefere und wesentlichere religiöse Schicht, diese von der äußeren in die innere Welt führende »Umwertung aller Werte« kam den jungen Leuten zumeist als eine Offenbarung und erweckte aufrichtige Begeisterung für Stehrs Werk. Dazu kam, daß die Einheitlichkeit und Vollständigkeit dieser Dichtung, ihre Stärke und Innigkeit die aufmerksamen Gemüter nicht mehr los ließ. Sie erkannten, daß es hier überall um mehr als um ein oberflächliches Ereignis ging, daß es sich immer um Leben oder Tod handelte. Sodann machte die so wirklichkeitsnahe Kunst einen großen Eindruck, und mehr noch die furchtlose Folgerichtigkeit und Hartnäckigkeit, mit der Stehr seine einfachen Menschen und ihre Schicksale entwickelt und sie unerbittlich der endlichen Vernichtung

zutreibt, wenn es der Ratschluß seiner Weltanschauung so will. Verblüfft und bisweilen verwirrt schauen die amerikanischen Leser den magischen Einflüssen zu, die beständig zwischen den Charakteren hin und her spielen; diese unbewußten, magischen und fast magnetischen Kräfte von Mann zu Mann und von Frau zu Frau sind unsern Lesern nur schwer verständlich, ganz zu schweigen von den Einwirkungen, die von einem Geschlecht auf das andere und von den Toten zu den Lebenden hinüberspringen. Leicht begriffen sie dagegen die große Gewalt, die von der reinen, ätherischen Seele des Heiligenhofenleins ausgeht, und alle waren sich einig, daß Stehr mit diesem Kind der reinen Seele ein Wesen von einer Schönheit und einer glückspendenden Seligkeit geschaffen hat, dem die deutsche Dichtung nichts ähnliches zur Seite stellen kann, sie greife denn selbst wieder in das Werk Hermann Stehrs etwa zu der innigen Beschreibung des kleinen Amadeus Mandel oder des Weißköpfchens.

Es ist unter den Studenten ein beliebter Brauch, den dichterischen Menschenschöpfungen Vorbilder aus dem Leben zuzuweisen. Immer wieder bin ich gefragt worden, woher Stehr seine herrlichen Frauengestalten genommen habe, und ich konnte nicht anders als zu erklären, daß diese aufrecht durch den Lebenskampf schreitenden Frauen, die auf räthelhafte Weise in Gott zu leben scheinen, ein Abbild von des Dichters eigener, wunderbarer Frau seien. Wie oft haben sich die besten Gedanken und Wünsche unserer Studenten nicht schon dieser Frau zugewandt und der Wertschätzung und Liebe, die ihr der Dichter in allen seinen Werken bezeugt.

Eine weitere Quelle des Staunens und Nachdenkens für unsere Studenten ist der Einfluß der Landschaft auf die Menschen Stehrs. Erich Hofacher hat der Befeltheit der Natur im »Nathanael Maechler« und im »Geigenmacher« die folgenden schönen Worte gezollt: »Stehrs naturalistisch geschulter Wirklichkeitsinn, der ihn vor sentimentalen Gefühlsergüssen schützt, sein feinfühliges Erfassen von Naturstimmungen, das sich in jahrzehntelanger, immer werdender Vertrautheit mit der seelischen Landschaft herausgebildet hat, und seine angestammte mystische Kraft der Befelung, die ihm im Äußeren das Abbild des Inneren erblicken läßt, umweben im »Geigenmacher« Wald und Gebirge mit einem dichterischen Zauber, verbunden mit symbolischer Kraft, wie er in Eichendorffs Gedichten wohl zuweilen erreicht, in der Prosa der Romantiker aber nur geahnt werden konnte«.

Unsere Studenten, die von der Dekadenzliteratur des 19. Jahrhunderts mit ihrer ratlosen Gleichgültigkeit zu Hermann Stehr kommen, bewundern an ihm die klare Kraft, mit der er zum höchsten Streben aufruft, und in tiefster Seele wohl tut ihnen, daß hier die Würde der menschlichen Persönlichkeit wieder hergestellt, oder wie im »Nathanael Maechler« persönliche Verantwortung aufs neue gefordert wird. Sie verstehen

den Dichter, wenn er nachdrücklich darauf besteht, daß wir nach Vollkommenheit und Echtheit trachten sollten. Die bekannten Worte aus den »Drei Nächten«: »Wer lumpige Arbeit macht, wird langsam selber ein Lump«, erschrecken und erheben die jungen Studenten zugleich, sie sind einverstanden mit seiner Folgerung im »Nathanael Maechler«: »Alles äußere Glück sei Wind und Gefahr, wenn es nicht aus der Verbundenheit mit dem unaussprechbar göttlichen Sinn seines tiefsten Inneren steige und in ihn zurückmünde.« In dem erwähnten Roman pflichten die Leser besonders Stehrs Betonung des Selbstvertrauens bei, und durch sein ganzes Werk folgen sie ergriffen dem idealistischen Gedankenflug des Dichters.

Zu unserer Freude über die vollkommene innere Form in Stehrs Werk gefällt sich die Bewunderung der äußeren Form, der Gestalt. Wie in der Melodie seines Gehaltes kein falscher Ton aufklingt, so gibt uns Stehr auch vollende Kunst die Form. Mit sicherer Hand gebietet er den Menschen und ihren Schicksalen, jedem Werk verleiht er einzigartige Züge, wenn sich diese gleich mit allen anderen Werken zur Einheit zusammenfinden. Seine Dichtung gleicht einem ungeheuren Wald, worin jeder Baum seine besondere Schönheit besitzt, oder sie erinnert an eine Sonate, in der wildeste Leidenschaft mit zarresten Motiven verwoben ist. Vor uns breitet sich die raue Wirklichkeit mit ihren rücksichtslosen Menschen und Ereignissen aus, darüber jedoch schwebt eine himmlische Harmonie. Auf einem Schauplatz, dessen Horizont von der Legende oder Mythe gebildet wird, wie im »Begrabenen Gott«, im »Heiligenhof« oder im »Letzten Kind«, bewegen sich die Vorgänge dem kleinsten Dorfe oder Hofe zu, um dann wieder in die Unendlichkeit hinaus zu entschweben. Immer ist die übernatürliche Welt gegenwärtig, und wie sie sich mit der gewöhnlichen Welt durchdringt, erweckt uns immer das Gefühl für die zwei Welten, in denen wir leben, ein Gefühl, das uns die Literatur des 19. Jahrhunderts unterschlagen hat.

In Amerika hat F. W. Kauffmann versucht, den besonderen Stil Hermann Stehrs zu charakterisieren. Er schreibt: »Die künstlerischen Merkmale Stehrs enthüllen sich in dieser engen Verbindung von Weltanschauung und Stil, die auf keiner Stufe seines Schaffens zu trennen sind. Sie zeigen sich auch in dem organischen Wachstum seiner Werke, wobei das frühere immer im späteren irgendwie vorhanden ist, so daß schließlich ein umfassender Begriff der Wirklichkeit entsteht, mit scharf unterschiedenen und wohl gestuften Werten und tiefen und reichen Beziehungen von Mensch zu Mensch, vom Menschen zu den Dingen und zu Gott.«

Es ist von größtem Reiz, dem jeweilig einmaligen Stil von Werk zu Werk nachzugehen, bewundernd nehmen wir wahr, daß alle Vielfalt der Darstellung doch nur den einen Grundton bereichert und verstärkt. Wie H. Boelschenstein, Professor an

der Universität Toronto in seiner Studie über Stehr schreibt: »Er hat Stil von jener vollkommenen Art, der es gelingt, durch alle Einzelheiten des Werkes die Grundstimmung in großer Vielfalt zu brechen, um sie doch immer wieder in einem einheitlichen Eindruck aufzufangen; das galt von den Seinschichten, den Geschehnissen, dem Problem, es gilt auch für die künstlerische Gestaltung.«

Immer wieder erstaunt uns der straffe, gespannte Stil durch die Knappheit und Treffsicherheit des Ausdruckes, der die dramatische und tragische Wirkung seines Werkes erhöht, wobei wir uns zugleich darüber wundern, daß Stehr mit solcher sparsamer Sprachkunst tiefste lyrische Beseelung ausdrücken kann.

Andere besondere Vorzüge seines Stils erlauben ihm, seine weltanschaulichen Gedanken in einem schlagenden Aphorismus zu gießen, wie er uns an zahlreichen Stellen seiner Werke mit geradezu dramatischer Wucht packt und trifft.

Der gewaltige Reichtum und die Ursprünglichkeit seiner Vergleiche, die Stehr seinem unablässigen und scharfen Beobachten verdankt, zwingen unsere Leser immer wieder zu bewundernden Ausrufen; in ihm finden sie verstärkt die Gabe sinnstarker Darstellung des bewegten Lebens, die Kunst der schlagenden Charakterzeichnung, wie sie die Studenten an Fontane und den Impressionisten schätzen lernen.

Die Ehrlichkeit, Echtheit, Wahrheit und Schönheit dieses ausgereiften Stils, die sittliche Kraft, welche aus den seelischen Werten des Lebens besteht, die Innigkeit und Lebendigkeit, der frohe Mut, der durch Stehrs Botschaft klingt und zum edelsten Streben und endlich zur Vereinigung mit Gott auffordert, das sind die Merkmale seiner Dichtung, aus denen sich die wachsende Bewunderung und Liebe zu Hermann Stehr in Amerika erklärt. Seine Zeit wird aufs herrlichste kommen, wenn die jetzt vorwaltende Beschäftigung mit den äußeren Lebensgütern verschwunden ist und der Sehnsucht nach der Erfüllung der uns wesensgemäßen Aufgaben Raum gegeben hat. Denn Stehr steht in der vordersten Reihe jener Dichter, die uns dieses höhere Ziel vor Augen stellen und den Weg zu ihm weisen. In dieser Gewisheit und Hoffnung entbieten wir in Amerika Hermann Stehr zu seinem 75. Geburtstage herzlichste Grüße und Verehrung.

Mueller, V. E. W.: »An Analyze of the Problems in the Work of Hermann Stehr«, 1903. Eine Doktorabhandlung der Universität Toronto. In Maschinenchrift.

Reichart, W.: Hermann Stehr und his Work. Philological Quarterly, X, 1. Kauffmann, F. W.: The Style of Hermann Stehr and its Relation to his View of Life. Te Germanic Review, VII, 4.

Hofacher, Erich: Außeres und Inneres in Stehrs »Geigenmacher«. Monatschrift für Deutschen Unterricht, XXVIII, 3.

Stehr, Hermann: Der Geigenmacher. Edited by W. Reichart. New York, 1934. Boelschenstein, Hermann: Hermann Stehr. Einführung in die Stimmung seines Werkes, Breslau, 1935.



# BRIEFE AN EINEN FREUND

Lieber Freund

seit meinem Geburtstag bin ich ruhelos umhergetrieben worden. Jetzt liegt alles hinter mir, so hoffe ich wenigstens, und Sie sollen der erste sein, dessen ich nach wiedergewonnener Selbsthaftigkeit gedenke. Ich tue es mit dem herzlichsten Dank für alle liebe und tätige Gefinnung. Ihr Brief zu meinem Geburtstag mit dem schönen Sonett hat mich richtig beglückt und mir die freudige Möglichkeit wieder näher gebracht, daß mein Werk meinem Volke doch noch jenen Segen tiefer Freiheit und Sicherheit bringen kann, die es mir selbst bescheert hat, indem ich darnach rang und es vollendete.

Meine letzte Vorlesung in Görlitz hat mich so beglückt und mir gezeigt, wie lebendig weite Kreise begeistert den einzigen Weg erkennen, auf dem die schwere Not der Zeit überwunden werden kann, den Weg des Kampfes gegen die eigene Niedrigkeit, Dumpfheit, Selbstsucht und kleinliche Genußgier. Ich las an zweiter Stelle den »Monolog des Greifes«. Die Menschen saßen hingenommen, emporgetragen, wie in einer Kirche, und alles, was ich gab, strömt mir aus ihren willig erhobenen Herzen reicher wieder zu.

Sie haben da unten schwere Zeiten, und ich kann es verstehen, wie rastlos Sie sich tummeln müssen, um innerlich und äußerlich oben bleiben zu können. Aber wer aus der Sehnsucht nach seinem tiefsten Segen ringt, ist schon gesegnet, und es gibt keine Not, die anders bezwungen werden könnte als durch den unablässigen Kampf um das Höchste in uns selbst. Die wirtschaftlichen und politischen Qualen der Welt sind doch nur sittliche, ethische, religiöse Nöte. Dafür allein ist zu ringen.

Aber ich muß abbrechen, sonst gerate ich ins »Verbeißen«.

Die Morgenpost, nein, die Ostdeutsche Zeitung, nicht wahr, so heißt sie, habe ich auch empfangen, nebst den Abschnitten mit Sätzen aus meinen Werken. Auch dafür herzlichen Dank. Von Bruno Arndts Todeslager habe ich gehört und fürchte, schon der Frühling führt ihn fort, diesen reinen, ernstesten, goldenen, dabei wie verchütteten Menschen. Sie sind von Ihrer lieben Frau mit einem kleinen Menschen beschenkt worden. Nehmen Sie, bitte, meinen herzlichen Glückwunsch für Mutter und Kind entgegen von Ihrem

Hermann Stehr.

Mandelhaus, den 7. März 1922.

Lieber Freund

empfangen Sie herzlichen Dank für Ihren Brief mit den Fingerzeigen für die Verhandlungen über meinen Abend in Kattowitz - die ich indessen in einem Briefwechsel mit Herrn Birkner benutzt habe - und Ihren Gedichten, die mich lebhaft interessiert und bewegt haben. Lassen Sie's nur gut sein! Wenn Sie jetzt noch keinen Verleger finden, so ist eben die Sache noch nicht reif. Alle Früchte, die wir schickalhaft essen müssen, fallen uns reif in den Schoß, reif in der Süße, sowohl als reif in der Asche. Bei dem Feuer und dem konzentrierten Ernst Ihres Wesens und der seltenen, ausgesprochenen Begabung muß sich Ihnen endlich der Weg unter die Füße legen. Mein Freund, einer der feinhörigsten Menschen in allen Kunst- sachen, dem ich Ihr Sonett zu meinem 58. Geburtstag zu lesen gab, fällt ein ungemein günstiges Urteil. Das will sehr viel besagen bei einem Mann, dessen Lob immer sehr hoch hängt und der sich für den Alleinverwalter des Urteils über die Lyrik hält.

Nun möchte ich zum Schluß noch einige Worte über meinen Abend in Kattowitz anfügen. Ich bitte, bemühen Sie sich, daß ich Informationen über die Art der Einreise in Polen erhalte. Wenn ich einen Paß brauche, so drängt meiner Meinung nach die Zeit.

Eine Rede - etwa über »Dichter und Welt«, wie Herr Birkner vorschlug - kann ich nicht halten. Ich werde aus meinen Werken die Vorlesung bestreiten, vielleicht »Die Großmutter« und den Anfang meines neuen Romanes »Buchhalter Brind-eisener«. Von anderer Seite könnten ja einige meiner Gedichte gelesen werden, deren Auswahl Ihnen überlassen bleibt.

Ich erwarte Ihren und Herrn Birkners Bescheid und begrüße Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin in Erwartung des Wiedersehens mit aller Herzlichkeit als

Ihr ergebenster

Hermann Stehr.

Mandelhaus, 10. Oktober 1922.

Lieber Freund

ich habe Ihre Novelle sofort gelesen. Sie ist aus einem lyrischen Geiste geboren, der auf einen epischen Vorgang fein Horchen richtete, als sei es ein Klang. Darum werden die Personen nicht durch ihre Wesens- und Lebensperspektive, also durch sich selbst, sondern wie durch ein Saitenspiel begreiflich, gestaltet, aus dem heraus sie dem Dichter so merkwürdig wurden, daß sie aus dem Licht seiner Phantasie geboren werden mußten. Sie, Lieber, die innen voll Schwung und Leidenschaft sind, werden gut tun, wenn Sie ganz einfach, ganz prägnant einen Vorgang als einmaligen, nie sich wiederholenden Fall darstellen und sich in der Sicherheit beruhigen, daß der Klang dann als Nebenwirkung sich von selbst einstellt.

K. begeht den Fehler, immer noch zu dem Vorgang auch die Wirkung geben zu wollen, die sich bei der ersten Konzeption bei ihm einstellt, und wird darum so oft sentimental. Sie haben in vieler Hinsicht recht, und es schadet gar nicht, daß Sie hart sind.

Meine Oberschlesienfahrt, besonders die große Mühe, die Sie sich gemacht haben, lebt in meinem Herzen fort. Den tiefsten Eindruck hatte ich von der Huldigung der Volksschullehrer bei meiner Vorlesung in Camenz. In Hirschberg hielt ich am 30. November bei der Hauptmannfeier in Gegenwart des Dichters die Festrede und erlebte die Ergriffenheit des Gelehrten und des übervollen Vereinshauses so stark, daß ich nachher ganz kaput war. Nun ist alles ein »Vorüber«. Auch die Blinddarmpoperation meiner Tochter Urfula, die schon wieder zu Haus ist und anfängt umherzugehen, wenn sie auch noch sehr schonungsbedürftig, viel zu Bett liegen muß. Deswegen bitte ich Sie, den beabsichtigten Besuch uns in gelegener Zeit zu schenken. Empfangen Sie mit Ihrer lieben Frau herzliche Grüße, Weihnachts- und Silvesterwünsche und Segen

von Ihrem

Hermann Stehr.

Mandelhaus, den 23. Dezember 1922.

# DER HIMMELSSCHLÜSSEL

EINE GESCHICHTE ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE  
MEINER VATERSTADT HABELSCHWERDT GEWIDMET

VON HERMANN STEHR

In der Mitte unseres Auges ist eine kleine, kreisrunde Öffnung, ein Löchlein, das so tief hineinreicht, daß es immer dunkel drinnen ist, auch in den allerhellsten Augen, die in der Farbe des ersten Frühlingshimmels strahlen. Die Menschen fagen, daß man erst mit diesem Löchlein eigentlich sehen kann, und sie haben recht, denn es reicht bis in die Tiefe deiner Seele hinein. - Allein, könntest du mit den Blicken des Traumes, die doch alles wissen und überallhin dringen, tief in die Pupille hinabtauchen, so würdest du merken, daß da drin ein winzig kleines Türchen mit zwei Flügeln, einem rechten und einem linken, ist, von denen aber bloß eins, und zwar das rechte, aufsteht. Das linke ist zugegeschlossen.

Deswegen sehen die Menschen alle nur die halbe Welt. Was auf der linken Hälfte vorgeht, das erfahren sie nur durch Ahnungen, durch den Traum, der von da aufsteigt, und das Gemüt, über dessen Tiefen die ruhlose Glocke unseres Herzens läutet. Und wenn wir die Blumen auf der Wiese und die Sterne am Himmel sehen, so freuen wir uns wohl alle und wissen doch eigentlich nicht warum. Dann fühlen wir nur unser Herz schneller gehen, das Gemüt heitert sich auf, daß wir in einem feligen Lichte stehen, und unsere Träume sind leicht und bunt. Aber warum das alles?

Was ist das Süße unserer Freude, die Schönheit des wahren Glückes und die Herrlichkeit der Liebe? Niemand erfährt das im Leben. Wir sehen von allem nur die eine Hälfte. Die andere liegt in einem Schatten, den keine Menschenweisheit

je zu durchdringen vermag. Wir müffen sterben, wenn wir hinter dieses Geheimnis kommen wollen. Aber wie herrlich das sein muß, merken wir an dem feligen Ausdruck im Gesicht der Toten.

Nur ein einziger Mensch hat es erreicht, bei Lebzeiten die linke Hälfte der Augentür zu öffnen und die ganze Welt zu sehen, wie sie eigentlich ist, nicht wie sie uns bloß erscheint. Das war Schiedeck.

Nein, eigentlich trägt Schiedeck die Schuld, daß niemand die Tür auf der Herzseite des Auges mehr öffnen kann, bis endlich der Tod mit seinem rätselhaften Schlüssel kommt.

Die Geschichte war so:

Pankratius Schiedeck lebte zu Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz, die von jeher zu Schlessen gehört, und war seines Gewerbes ein Bildschnitzer. Er wohnte in dem Hauße, an der Ecke, wo die Rahmengasse scharf abbiegt. Und wenn er morgens aufstand und an sein Fenster trat, sah er den jäh abfallenden Stadtberg hinauf bis an den großen, gähnenden Torbogen, und wenn er Luft hatte, konnte sich sein Blick an dem plumpen Wehrturm hinauf bis in den Himmel schwingen, wie es viele Jahrhunderte später das einzige Geschäft des alten, neunmal weifen Willmann gewesen ist, der die letzte Lebenszeit in dem Turmstübchen gewohnt hat, um dem Himmel und seinen abgründigen Geheimnissen näher zu sein.

(Der Anfang seines jüngsten, noch unveröffentlichten Märchens.)

# SCHLESISCHE JAHRWEISER 1939

V O N H E I N R I C H A P P E L T

Den Kindern des schlesischen Landes und allen, die tief in einer seiner Landschaften wurzeln, sind zum Jahreswechsel wieder die Heimatkalender in die Hand gelegt worden, und mancher hat gewiß schon in einer besinnlichen Stunde nachzublättern begonnen, was da geschrieben steht in kleinen Geschichten und Gedichten von Sage und Brauchtum, von großer Vergangenheit und berühmten Landsleuten. Da findet er Bilder der Stätten seiner Jugend, mitunter liebevoll gesehen von den Augen eines schlesischen Künstlers. Gern vernimmt er wieder die vertrauten und lebensnahen Klänge der Mundart, die in Scherz und Ernst an hohe und öfter noch an alltägliche Dinge rühren; auch das Unbedeutende empfängt ja hier seine Bedeutung aus dem heimatlichen Boden. Dankbar nimmt der Leser manchen Wink und Rat für sein tätiges Leben entgegen, und inmitten einer rasch sich wandelnden Zeit hält er inne, um der großen Ereignisse des abgelaufenen Jahres zu gedenken. Sind doch Grenzen gefallen, die gerade den Menschen der vom Gebirge herab sich senkenden Landschaften doppelt schmerzlich als eine unnatürliche Verengung der Heimat erscheinen mußten.

Doppelt groß ist nun auch die Freude; so kann der »Heimatkalender im Neißegau« diesmal seine vornehmste Aufgabe darin erkennen, das einstige Neißer Fürstentum der Breslauer Bischöfe als historische und völkische, nun durch die Schaffung des Großdeutschen Reiches endgültig gesicherte Einheit zu kennzeichnen. Schon das Gedenkblatt, eine Reproduktion der Karte des Fürstentums Neisse-Grottkau aus dem Homannschen Atlas von 1736, gemahnt daran, daß hier eine Grenze fiel, die erst in den schlesischen Kriegen zwischen Österreich und Preußen, zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen, aufgerichtet und in den letzten zwanzig Jahren vom Staate Benefizs gegen den Willen der Bevölkerung künstlich aufrechterhalten wurde. Zu all den Schönheiten des Neißer Landes, die dieser Jahrweiser betreuen darf, kommt nun endgültig jenes befreite Gebiet hinzu, das auf der Titelseite durch die Wappen der Städte Freivaldau, Friedeberg, Jauernig, Weidenau und Zuckmantel symbolisch vertreten ist.

Der Band 1939 des »Deutschen Jahrbuchs für das Sudetenland«, das das ehemals österreichische Schlesien und das deutsche Nordmähren betreut und von Ludwig Richter in Olbersdorf herausgegeben wird, war bereits abgeschlossen, als das Sudetenland befreit wurde. So fand das große Ereignis nur in einer politischen Übersicht seinen Niederschlag, noch nicht in der Gestaltung des Bandes selbst, der gleichsam als Denkmal jenes zäh und beharrlich zum siegreichen Ende geführten Kampfes für die Werte unserer Kultur und unseres Volkstums und um die Bodenständigkeit der Sudetendeutschen im tschechischen Nationalitätenstaat in die neue Zeit herüberraht. Wer die Schwierigkeiten nicht verstanden hat, unter denen dieser Kampf ausgefochten werden mußte, den wird das schlichte, oft nur halb ausgesprochene, aber unerschütterliche Nationalbekenntnis dieses Kalenders von neuem ergreifen, weil es aus der echten Not geboren ist. Als die in sich geschlossenste, aber auch abgeschlossenste der schlesischen Landschaften erfreut die Grafschaft Glatz die Ihren mit dem von Robert Karger herausgegebenen Jahrweiser »Guda Obend«, der wie gewöhnlich besonders reich ist an kurzen mundartlichen und heimatlichen Geschichten, aber auch an historischen Erinnerungen aller Art; wirkungsvoll sind die Reproduktionen alter Abbildungen der Schlösser der Grafschaft. Ferner begegnet uns hier die ehrwürdige Gestalt Josef Wittigs, der in einem meisterhaften Beitrag »Allein« ergreifend zu erzählen weiß, wie uns ein alter Kalender dazu helfen kann, das Wesen der stummen Dinge und der Vorfahren lebendig zu machen. - Wenn ein solcher Jahrweiser der Heimat in das Gewand der neuen Zeit gekleidet wird, dann geschieht das nicht, um Überlieferungen aufzuheben, sondern um sie zu erfüllen. Schlummernde Kräfte, verschüttete Zusammenhänge sollen ja ihre Auferstehung feiern; dies ist sehr schön in dem Geleitwort ausgesprochen, das dem »Schlesischen Bergland-Kalender 1939, bearbeitet und gestaltet von der NSDAP., Kreisleitung Waldenburg (Schlef.), Arbeitsgruppe Schriftsteller« mit auf den Weg gegeben ist. Neben humorvollen Heimatgeschichten ist hier

dem Historischen weiter Raum gewährt; ein Beitrag über Flurnamen und eine Eheberedung aus dem Jahre 1772 fördern den Sinn für Heimatkunde und Familienforschung. Als bedeutende Persönlichkeit tritt uns in dieser Landschaft H. Chr. Kaergel entgegen. Das Waldenburger Ehrenmal wirkt als das Symbol jenes Opfers, das Volk und Vaterland fordern.

Sehr nett versteht es der »Heimatkalender des Kreises Falkenberg«, seinen Inhalt vielseitig zu gestalten; neben Partei- und Amtsnachrichten stehen hier Beiträge aus Familien- und Flurnamenforschung, Geschichte, Vorgeschichte und Naturkunde; der schlesische Bund für Heimatschutz meldet sich zu Worte, es fehlen auch nicht einige Bemerkungen über meteorologische Beobachtungen. Die Not der Sudetendeutschen, vor allem der Flüchtlinge wird

durch einen Erlebnisbericht ins Gedächtnis gerufen. - Ähnliches Lob läßt sich anderen obererschlesischen Jahrweibern spenden, ohne daß man fürchten müßte, ein einmal feststehendes Schema vorzufinden, das auf jeden Kreis und jede Landschaft in ermüdender Wiederholung angewendet wäre. Gerade für Oberschlesien ist die Mannigfaltigkeit in der individuellen Ausführung der Heimatkalender von großer Bedeutung. Immer wieder kommt die Sonderart des Kreises zum Durchbruch; am charakteristischsten vielleicht bei Groß Strehlitz, wo begreiflicherweise die Vollendung des Annaberg-Ehrenmals im Mittelpunkt des Interesses steht. Vor allem aber weist der Oppelner Kalender die oben angedeuteten Vorzüge in besonders hohem Maße auf, die Reichhaltigkeit des Inhalts entspricht durchaus der Bedeutung der Stadt und ihres Kreises.

## ZUR VOLKSDEUTSCHEN LAGE IN POLEN

Das ereignisreichste Jahr in der Geschichte des deutschen Volkes ist vorüber. Es hat wichtige Grenzen zwischen Deutschen und Deutschen fallen sehen und einen jahrhundertlangen Wunsch erfüllt. Zehn Millionen deutscher Volksgenossen sind heimgekehrt ins Reich. Der Kreis derer, die außerhalb der Grenzen wohnen, ist kleiner geworden, ihr Selbstvertrauen und ihr völkischer Stolz aber sind gewachsen. Über den Erfolgen des Jahres 1938 dürfen wir aber keine Minute vergessen, daß der Volkstumskampf an den Grenzen unseres Vaterlandes weitertobt. Not und Sorge sind nach wie vor die ständigen Begleiter unzähliger deutscher Volksgenossen.

Insbefondere trifft dies für die Volksdeutschen in Polen zu. Hier müssen wir feststellen, daß die Kluft zwischen dem Verstandigungswillen der Regierung und der deutschfeindlichen Tätigkeit unterer Verwaltungsorgane und der politischen Verbände unvermindert weiterbesteht. In Ost-Oberschlesien sind zehntausende deutscher Schulkinder in polnischen Schulen zwangseingeschult, und im letzten Jahre wurde hier eine Anzahl weiterer deutscher Schulen geschlossen. Die Sprachprüfungen der für die deutschen Schulen angemeldeten Kinder werden durch rein polnische Kommissionen durchgeführt, die ihre Entscheidungen in deutschfeindlichem Sinne treffen. Die

polnische Schulbehörde spricht im Widerspruch zur Verfassung und zu der Erklärung der Regierung vom 5. November 1937, die den polnischen Staatsbürgern deutscher Nationalität Freiheit des nationalen Bekenntnisses zusichert, Erziehungsberechtigten die deutsche Volkzugehörigkeit ab.

In Olsa-Schlesien, das auf Grund der Münchener Vereinbarungen Polen zugeteilt erhielt, hatte das System Benefic wenigstens 21 Volksschulen, 8 Fortbildungsschulen, 9 Kindergärten und ein sechzehnklassiges Gymnasium (in Oderberg) mit zusammen 4650 Schülern bestehen lassen. Der polnische Wojwode Grażynski machte sogleich nach Übernahme des Gebietes ganze Arbeit und vernichtete alles; erst nach langwierigen Verhandlungen gestattete er ganze fünf Volksschulen und das halbe Gymnasium mit zusammen 975 Schülern, aber mit fast nur polnischen Lehrern.

In Erkenntnis seiner Pflicht gegenüber den neu hinzukommenden Volksgenossen hat der Deutsche Volksbund in Polen in Teschen eine Bezirksvereinigung Olsa-Schlesien gegründet. Ähnlich wie in Ost-Oberschlesien die Deutschen nach und nach fast restlos aus dem Arbeitsprozeß herausgedrängt wurden, begann man auch in dem frisch erworbenen Gebiet sogleich mit den Entlassungen der Deutschen. Unter dem

fattfam bekannten Schlagwort »Reorganisation der Betriebe« wurden in den Werken der Grafen Larisch in Karwin 32 leitende Deutsche Beamte und Angestellte und in den Eisenhütten in Trynietz 22 Techniker und Angestellte, die sich ausnahmslos zum deutschen Volkstum bekannten, zum 31. März 1939 gekündigt. Die Betriebe in Freistadt haben alle Arbeiter und Angestellten, die ihre Kinder nicht zur polnischen Schule gemeldet haben, gekündigt und die Röhrenwerke Hahn in Neu Oderberg 150 Deutsche auf die Straße gesetzt. Selbständige Deutsche Unternehmer werden durch eingefetzte polnische Zwangsverwalter dem Ruin entgegengeführt. Dabei bildet Olsa-Schlesien weder sprachlich noch völkisch eine Einheit. Hier leben Deutsche, Schlonfaken, Tschechen und Polen zusammen.

In einer soeben durchgeführten Volkszählung haben sich hier nur 92 648 Personen als Polen bekannt, wobei laut tschechischen Verlautbarungen sogar die Juden als »polnische« Staatsbürger gezählt worden sind. Die Zahl der Schlonfaken und Tschechen aber soll 97 245 betragen. Zum Deutschtum bekennen sich in Olsa-Schlesien rund 30 000 Personen. Im Teschener Stadtparlament z. B. hatten die Deutschen die Mehrheit inne. Einen neuen Schlag hat der Graudenzer Landrat dem Deutschtum in Pommerellen versetzt, indem er den »Herbergverein Graudenz« wegen angeblicher Überschreitung seiner Statuten verbot und sein Vermögen beschlagnahmte. Das Grenzlanddeutschtum hat eine neuerliche Erschwerung seiner Position auch dadurch erfahren, daß der polnische Staatspräsident an Stelle Wiesners (aus Bielitz/Schlesien) am 23. November vorigen Jahres Max Wambeck (aus der Provinz Posen) zum zweiten deutschen Senator ernannte. Wambeck genießt ob seiner politischen Tätigkeit nicht das Vertrauen der deutschen Volksgruppe und wurde aus der Jungdeutschen Partei für Polen ausgeschlossen, so daß das Deutschtum in Polen nur noch einen Vertreter im polnischen Parlament hat, den Senator Erwin Hasbach (aus Pommerellen).

In Binnenpolen hat das Deutschtum eine festere Position bezogen. Der Deutsche Volksverband hat hier seine Mitgliederzahl im Verlauf des letzten Jahres verdoppelt. Bei Gemeindevahlen im Dezember erzielten die Deutschen recht beachtliche Mandatsergebnisse: im Kreise Lodz 62 bei 11 verlorenen, im Kreise Lask 23 (minus 2), im Kreise Sieradz 13 (minus 4), in Chojuy B. hatte die deutsche Volksgruppe bisher keinen Vertreter, jetzt konnte sie acht Männer in den Gemeinderat entsenden. Im Kreise Luzk (Wolhynien) wurden in 166 Wahlbezirken bei insgesamt 2471 Gemeindevertretern 155 Deutsche gewählt.

In seiner kurz vor Weihnachten abgehaltenen Mitgliederversammlung legte der Deutsche Volksbund in Ost-Oberschlesien seinen Rechenschaftsbericht für das abgelaufene Jahr ab, der einen Fortschritt in der Einigung des Deutschtums bekundete

und eine einheitliche Linie des Deutschen Volksbundes im Zusammenwirken mit der Jungdeutschen Partei zum Ausdruck brachte. Die Lage der Volksgruppe habe auch nach der deutsch-polnischen Vereinbarung vom 5. November 1937 keine Besserung erfahren. Heute wie damals fehle das Vertrauen zwischen der Regierung und der deutschen Volksgruppe, das die Voraussetzung für die Regelung des Verhältnisses der Volksgruppe zum Staate ist. Neben den durch den Ablauf des Genfer Abkommens am 15. Juli 1937 eingetretenen wesentlichen Verschlechterungen auf verschiedenen Gebieten des Volksgruppenlebens sei gegenwärtig eine Schwächung der deutschen wirtschaftlichen Kraft insbesondere auch in der durch das neue polnische Grenzzonengesetz geschaffenen Unsicherheit feststellbar. Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes können polnische Staatsangehörige in der Grenzzone Eigentum nur mit besonderer Genehmigung des Wojewoden erwerben. Dadurch wird nicht allein der Ankauf von Grundbesitz in der Grenzzone durch Deutsche unmöglich gemacht, sondern auch die Erbfolge in Frage gestellt. Denn die bisherige Praxis hat gezeigt, daß die Wojewoden die Erteilung derartiger Genehmigungen fast immer verweigern. Auch jegliche Kredithilfe für das Deutschtum in dem betroffenen Gebiet wird durch das Grenzzonengesetz unmöglich gemacht. Obendrein hat der Wojewode Grazynski ganz Ost-Oberschlesien zum Grenzgebiet erklärt. Das Gesetz verfolgt somit offensichtlich den Zweck, das Grenzland vom Deutschtum zu entblößen. Auch die Forderungen der polnischen Verbände, allen voran des Westverbandes, nach Vernichtung des deutschen Volkskörpers sind immer weitergehend und tragen sichtbare Früchte. In den obererschlesischen Städten wurden unmittelbar vor Weihnachten wieder einmal Transparente über die Straße gezogen, die zum Boykott gegen die deutschen Kaufleute aufforderten. In Kattowitz wurden die Fenster deutscher Geschäfte mit gleichlautenden Aufrufen überklebt. In diesen Kampfmaßnahmen tut sich in jüngster Zeit insbesondere die polnische »Nationale Wirtschaftsaktion« hervor.

So steht das Deutschtum in diesen durch Versailles abgetrennten deutschen Landen im Osten zwanzig Jahre nach der Abtrennung vom Deutschen Reich auf einer Jahr um Jahr schlechter werdenden Grundlage, immer erfüllt von der Erkenntnis, daß es seinen Daseinskampf mit Aufbietung aller Kräfte weiterführen muß, wenn es sich innerhalb des polnischen Staatsbereiches auch in Zukunft erhalten will. In einer Einheitsfront schließt es sich nunmehr zur Selbstbehauptung um jeden Preis zusammen. Wir Schlesier im Reich haben mit allen Reichsdeutschen die Pflicht, diesem Kampf der Kameraden vor dem Tore Verständnis entgegenzubringen und sie immer aufs neue in ihrem Selbstbehauptungswillen zu bestärken.

GEORG MACHURA

## Musik und Oper in Breslau

Die Oper brachte noch kurz vor Weihnachten Lortzings beliebte romantische Märchenoper »Undine« in Neueinstudierung heraus. Die lyrische Stimmung um das seelenlose Mädchen aus dem Naturreich der Elfen und Nixen ist bei aller zeitfernen Behaglichkeit reizvoll geblieben, und unter den Opernbefuchern hat das Werk einen festen Freundeskreis, der sich von der Vielfalt der Stimmungen an Tragik und Humor fesseln läßt. Bei der diesmaligen Aufführung ist als besonderer Anreiz das Ballett wieder aufgenommen worden, das man bei den früheren Aufführungen immer gestrichen hatte. Martha Welfen hat dafür eine klassische Ballettzene choreographisch komponiert, die trotz aller technischen Anmut und Reife in der Durchführung doch für unser Gefühl nicht recht in diese romantische Atmosphäre hineinpassen will. Die Rolle der Undine hatte man diesmal mit der Soubrettenfängerin Margarete Kalz besetzt, und war damit der auch an anderen Bühnen üblichen Sitte in der Auffassung gefolgt. Bei aller fängerischen und spielerischen Beherrschung in der Gestaltung durch die Sängerin Margarete Kalz wurde aber doch wieder offensichtlich, wie gerade diese Partie eine ausgesprochen lyrische ist. Lifelott Ammermann sang die Bertalda, und Werner Mäkel als Ritter Hugo und Franz Hahnenfurth als Kühleborn hörte man auch erstmalig in ihren Partien. Paul Schmidtman und Manfred Schäffer brachten für das Buffopaar alle heitere Laune und Humor mit. Kapellmeister Klugmann betreute mit Liebe das Lortzingsche Melodiengut. Im neuen Jahr erschien die Schicksalsseele in der Operngeschichte »Cavalleria rusticana« und »Der Bajazzo« auf dem Spielplan, und zwar auch nur als Wiederaufnahme ohne regieliche Auffrischung. Den Aufführungen hatte man ein nachdrückliches Gewicht in der Besetzung gegeben. Lifelott Ammermann und Richard Groß als Santuzza und Alfio, daneben Carl Erich Ohlhaw als Turridu gingen leidenschaftlich in dem italienischen Brio, sowohl fängerisch wie darstellerisch, auf. Ebenso packend und dramatisch konzentriert wurde der Bajazzo gestaltet. Rudolf Streletz ist als Bajazzo von unerhörter geschlossener Eindringlichkeit, und erntete einen großen Erfolg. Franz Hahnenfurth als Taddeo, der vor allem den Prolog sehr kultiviert ohne reißerische Manier singt, Herma Kaltner als Colombine, Paum Schmidtman als Harlekin und endlich Erich Born als Silvio fügen sich zu einem prachtvollen Ensemble zusammen, das einen durchschlagenden Erfolg hatte und die unverbrauchte dramatische Spannkraft des Werkes bestätigte. Kapellmeister Schmidt-Belden war der kraft- und temperamentvolle Sachwalter der Partituren. Das neue Jahr wurde mit »Lohengrin« begonnen, mit Gertrud Bäumer als gewaltiger Ortrud. Die Besprechung der neuen Operette »Die weiße Maske« von Heinz Bongartz können wir aus technischen

Gründen erst im nächsten Heft nachholen. Exotische Gäste sah die Opernbühne mit dem Gaffspiel des japanischen »Takarazuka-Balletts«, das im Zuge des deutsch-japanischen Kulturaustausches auch Breslau berührte. Offensichtlich wird in dieser modernen Form eine Verbindung der alten Geishakultur, die ja eigentlich die Hüterin von Tanz, Musik und Gefang im alten Japan war, mit der westländischen Bühnenatmosphäre angestrebt. Trotz aller volkstümlichen Farbigkeit zeigten die Gruppentänze einen eigentümlichen operettenhaften Reuestil, der auch in der musikalischen Komposition gleiche Anklänge besaß. Trotz aller Unverständlichkeit und völlig andersartigen Stillfremdheit zogen dagegen um so mehr einige Szenen aus alten Kabuki-Dramen des klassischen japanischen Theaters an, in denen noch urtümliche volkhafte Musik auf echten Instrumenten, Gefang, Tanz und Darstellungskunst in enger Vereinigung einen unmittelbaren Eindruck wirklicher japanischer Theaterkunst gaben. Die übrigen Darbietungen schienen schon sublimiert von westländischen Eindrücken. Prachtvoll war die Kostbarkeit und Farbigkeit der Kostüme und der Szenenbilder. Im Februar erwarten wir nun endlich in der Oper einige aus dem täglichen Repertoirebetrieb hervortretende aktuelle Erstaufführungen mit einer polnischen Oper von Moniuszko und einer neuen deutschen von Walter Regheni.

Das fällige Kammerorchesterkonzert der Schlesischen Philharmonie zwischen Weihnachten und Neujahr hatte Generalmusikdirektor Philipp Wülf ganz auf den stimmungsvoll weihnachtlichen Ausdruck des sicilianischen Sechsstel-Rhythmus mit Werken von Corelli Schiaffi, Stamitz und Stücken aus dem Bachschen Weihnachtsoratorium, wobei Lifa Walter und Charlotte Müller von der Oper willkommenen Helferinnen als Sängerinnen waren, gestellt. Zum Schluß gab es sogar noch eine Erstaufführung einer Serenade von Mozart. Künstlerisch bedeutend und anregend war das Sechste Philharmonische Konzert. Hier gab es nicht weniger als zwei Violinkonzerte, von denen das erste, die Erstaufführung einer Musik für Geige und Orchester in einem Satz von Rudi Stephan, entschiedenes das aktuellere war. Die im Kriege so jung dahingeraffene große Hoffnung der deutschen Musik zeigt sich in dieser Konzertmusik nicht unmittelbar. Aber man spürt die Entschiedenheit und Kraft dieses Wollens, das sich nicht so leicht erschließt, bei allen thematischen Eigenwilligkeiten und harmonischen Gewalttaten. Die Musik hat einen vitalen Atem. Die andere Erstaufführung des Abends am Beginn eine Passacaglia und Fuge für großes Orchester und Orgel von Hans Ferdinand Schaub ist dagegen mehr ein überaus gekonntes satztechnisches Wunderwerk vor dem man mit Achtung steht. Georg Kulenkampff interpretierte das Werk von Stephan mit vollem Einsatz feiner hohen Meisterschaft. Mit dem darauf folgenden Violinkonzert von Glafunoff schlug er freilich bequemere und wirksamere Töne an. Die Krönung des Abends bildeten schließlich die Variationen und Fuge über ein Thema von Mozart von Max Reger, die Wülf und die Philharmoniker prachtvoll musizierten. Im dritten Kammermusikabend brachte das Schlesische Streichquartett die Gegenwart mit einem Werk, Streichquartett op. 80 von P. Graener zu Gehör. Die sehr

stimmungsvoll empfundene Musik wirkt in ihren Sätzen wie pastellartige Farbflecken und ist für ein auf Klang abgestelltes Ensemble, wie das Schlesische Streichquartett, eine dankbare Vorlage. Es spielte weiter mit echt romantisch fliegendem Schwung das wenig gehörte zweite Streichquartett in F-Dur, op. 41,2, und eroberte mit der ausgezeichneten Wiedergabe des berühmten Septetts von Beethoven einen Triumph. Erstmals ließ sich im Konzertsaal das Hattwig-Klaviertrio hören, bestehend aus Kurt Hattwig-Klavier, dem Geiger Willy Reinhard-Emke und dem Cellisten Wolfgang Fischer, die sämtlich beim Funk beschäftigt und von daher bestens bekannt sind. Es ist bisher nur im Sender aufgetreten und zeigte sich nun auch im Saal mit einem höchst anspruchsvollem Programm als eine hochwertige kultivierte Kammermusikvereinigung.

Shuberts B-dur-Trio und Brahms H-dur-Trio waren außerordentliche künstlerische Leistungen, die der jungen Vereinigung schon einen bedeutenden Ruf zukommen lassen. Das künstlerische Großereignis im Januar war Wilhelm Furtwängler mit seinen Berliner Philharmonikern, deren jährliche Wiederkunft immer das brennend erwartete Erlebnis ist. Furtwängler kam, vielleicht zu mancher leisen Enttäuschung nicht als der klassische Interpret, als solcher beschränkte er sich nur auf die freilich wundervoll ausgefeilte Wiedergabe der ersten Sinfonie von Beethoven, sondern als anspruchsvoller Komponist mit feinem »Sinfonischen Klavierkonzert«, das den Romantiker Furtwängler nicht nur in seinem dynamischen Expansionsdrang, sondern auch in der rhapsodischen Durchbrochenheit des Stils zeigt. Die erheblichen Anforderungen des Werkes ließen es nicht zu einem größeren Erfolg kommen, der über eine äußere Anerkennung hinausgeht, obwohl die Interpretation durch Edwin Fischer eine geniale Großtat war. Ein Hausmusikabend bei Hans Pischner gab unserem Komponisten Günther Bialas einen Raum und bot einen eindrucksvollen Querschnitt durch das Schaffen mit älteren und jüngeren Werken. Julian von Karolyi, der ungarische Meisterpianist, den verwandtschaftliche Bande mit Breslau verknüpfen, glänzte wieder durch einen eigenen Klavierabend. In dem zweiten Konzert junger Künstler hinterließ die Sopranistin Erika von Löbbecke freundliche Eindrücke. Der junge Kulenkampff-Schüler Ernst Ludwig Herold ist eine außerordentliche, schon reif fortgeschrittene Begabung. Wie ernsthaft künstlerisch und bedeutungsvoll unsere großen Breslauer Männerchöre arbeiten, bewies der Waetzoldtsche MG.V. mit feinem Festkonzert, das er anlässlich der fünfundsingzigjährigen Chormeistertätigkeit von Professor Hermann Behr veranstaltete, und damit dessen Wirksamkeit im Verein das beste Zeugnis durch seine hohen Leistungen ausstellte. Und auch der Breslauer Lehrer-Gesangsverein bestätigte unter Wilhelm Sträubler wieder seine große

Tradition, und mit einem modernen Programm seine unterschiedene Einsatzbereitschaft für die weitere Entwicklung einer künstlerisch geführten Männerchorkultur.

Dr. Joachim Herrmann

## FILM

Es gibt Dinge im Leben der Völker, die mit dem zeitlichen Abstand, den man zu ihnen gewinnt, plastischer hervortreten, die im Laufe der Jahre, anstatt zu verblaffen, kräftiger und klarer in ihren Farben werden. So geht es einem mit einem großen bunten Gemälde, vor dem man steht: je weiter man zurücktritt, je mehr man Abstand gewinnt, um so gewaltiger und überzeugender ist der Eindruck, und Einzelheiten, die vorher den Blick verwirrten, können nun nicht mehr beim Betrachten die geschlossene Einheit des Bildes stören.

Es mußte erst die Nachkriegszeit mit ihrem verwirrenden Chaos auf allen Gebieten, es mußte erst die Hochflut von sogenannter Weltkriegsliteratur vorüberbrausen, ehe wir uns ein von Details ungetrübbtes Bild vom Weltkriege machen konnten. Auch der Film hat diese Entwicklung mitgemacht, und wenn wir heute rückschauend diese Zeit einer literarischen Konjunktur betrachten, so können wir doch nicht anders als sie anerkennen. Denn sie bewies einem feigen und verweichlichten Jahrzehnt, daß der harte heldische Geist es war, der das Schicksal zwang, daß Blut zu allen Zeiten schwerer wiegt als Gold und Dividende.

Heute, wo mehr als zwei Jahrzehnte uns von dem Weltkriege trennen, überblicken wir Größe und Tragik jener vier Jahre klarer als je zuvor. Heute verwirren uns auch Einzelheiten nicht mehr. Und wir sehen auch die Jahre der Nachkriegszeit unbefangen von Vorurteilen und Stimmungen.

Ein Film holt diese Vergangenheit wieder heran, reißt uns damit zurück in die Zeit vor 20 Jahren, um uns zum Schluß wieder hin in die Gegenwart zu führen:

»Pour le mérite«

Als der Krieg auf den Meeren erstarrt war, als die Front auf dem Lande sich in einen Stellungskrieg verwandelt hatte und eine Einsicht in das feindliche Gelände nicht mehr möglich machte, da war es allein die Luftwaffe, die beobachten und erkunden konnte und die die feindliche Front und den Nachschub empfindlich zu stören vermochte.

**Roßdeutscher & Reisig**

Breslau 5, Tautentienplatz 3

Einzelverkauf  
**Silberwarenfabrik**



Tanzschule

Frau Else Gebel

jetzt Breslau, Museumplatz 5

Anmeldung zu allen  
Kursen  
werktags 16 - 18 Uhr



ER BRINGT IHNEN VIELE VORTEILE

DER WINTERSCHLUSS-VERKAUF VON

**WILLIAM KRAMER**

SCHWEIDNITZER STR 38/40

Jungen waren es zumeist, kaum der Schulbank oder dem Hörsaal entronnen, die hier in der Luft ritterlich ihre Kämpfe ausfochten, aber hier kam es nicht darauf an, wieviel Gänge einer durchstehen konnte wie daheim auf dem Paukboden, hier entschied oft ein unbedachter, zu langamer Griff am Steuerknüppel über Leben und Tod - oder auch nur eine Ladehemmung am MG. Aber gerade diese winzige Chance, die einem gegeben war, machte allen bewußt, daß man sich das Leben jedesmal von neuem erobern mußte. »Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein«, Schiller erhielt wieder einen tiefen Sinn. Sorglosigkeit und harte Pflichterfüllung, fröhlichste Ausgelassenheit und dunkle Todesahnung, über die man mit einem Scherzwort hinweggeht, wie eng ist das alles verchwifert bei einer Jugend, die ihr höchstes Ziel im heldischen Kampfe sieht!

Von dieser Kameradschaft berichtet der Film in unbestechlich klaren, fesselnden Szenen und Bildern, von dieser Kameradschaft, die den wehrlosen Gegner ebenso achtet, wie sie sich für den Kameraden bis zum letzten einsetzt. Ein Bild von den Kämpfen der deutschen Kriegsfliederei entsteht hier mit einer Eindringlichkeit, die alle in ihren Bann zieht. Aus den Tagen des Zusammenbruchs der Front leitet der Film hinüber in die Nachkriegsjahre, läßt an Hand einiger Schicksale jenen ganzen spukhaften Totentanz noch einmal vor unserm Auge erstehen, aber er vergißt jene ersten nicht, die damals schon, vereinzelt und verstreut, trotz Verrats und Enttäuschungen zäh und unnachgiebig, sich auf die Stunde vorbereiten, in der einmal dieser Spuk verfliegen wird. Und heroisch klingt dieser Film von der alten deutschen Kriegsfliederei aus mit der Verkündung und der Erstehung der Wehrhoheit, und in die musikalischen Schlußakkorde dröhnt das Gedonner der Motoren der wiedererstandenen deutschen Luftwaffe.

Man hat es bei diesem Film bewußt vermieden, den einen oder den anderen Darsteller herauszustellen, obwohl viele bekannte Namen dabei sind, denn es ist ein Gemeinschaftsfilm im wahrsten Sinne des Wortes, und es geht hier nicht um mehr oder weniger wichtige Rollen. Es ist keiner der üblichen Unterhaltungsfilme, es ist der Film vom deutschen Fliegergeist.

Helmut Wagner



Es ist schon stolzer, daß wir  
Deutsche heute entschlossen unsere  
Probleme selbst lösen und uns  
auch selbst helfen.

1.6

Adolf Hitler.

Bei der Eröffnungsfeier des W.H.W. 1938/39.

## SCHRIFTTUM

Karl J. Albrecht: »Der verratenene Sozialismus«, Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig.

Über die grauenhaften Zustände im »Sowjetparadies« ist in den letzten Jahren unendlich viel berichtet worden. Trotz der strengen Zensur und zahlreicher Kontrollmaßnahmen erfährt die Weltöffentlichkeit immer neue Einzelheiten über diese Welt des Bluffs, über die wahren Zustände in diesem Riesenreich, in dessen Grenzen täglich neue Mordtaten und Hinrichtungen begangen werden. Das »Vaterland der Werktätigen« stellt das raffinierteste Ausbeutersystem dar, das es auf dieser Erde gibt. Wer sollte das schließlich besser beurteilen können, als der Verfasser selbst, der zehn Jahre lang in den höchsten Staatstellungen der Sowjet-Union tätig war. Albrecht fuchte im Reiche Stalins die Verwirklichung des wahren Sozialismus, mußte schließlich jedoch erkennen, daß es den Sowjetmachthabern gar nicht darauf ankommt, die soziale Lage des russischen Volkes zu verbessern, sondern nur darauf, die breite Masse der Bevölkerung und ihre Arbeitskraft rücksichtslos auszubeuern. Angewidert und abgestoßen von den Machenschaften der herrschlichen Clique im Kreml, die jede freie Initiative und jeden schöpferischen Einsatz der menschlichen Persönlichkeit erficht, wollte Albrecht schließlich in seine deutsche Heimat - er blieb deutscher Staatsangehöriger - zurückkehren. Da traf ihn die Rache der GPU., deren Haß er sich durch sein mannhaftes Eintreten für die Wahrheit zugezogen hatte. Rund 18 Monate schmachtete der Verfasser in den Gefängnissen der GPU. und mußte alle seelischen und körperlichen Qualen erdulden, denen die politischen Gefangenen in den Kerkeren Sowjet-Rußlands ausgefetzt sind. Erst durch das Eingreifen der deutschen Botschaft wurde er aus den Klauen der Henker befreit und konnte in die Heimat zurückkehren.

Seine Schilderung der Verhältnisse im heutigen Rußland ist frei von jedem Haß und jeder Entstellung. Hier klagt ein Mann ein System an, das in seinem Innern morsch und hohl ist, unter dessen Herrschaft übelste Sklaverei, Byzantinismus, Not und Ehrlosigkeit gedeihen. Offen und ehrlich bekundet der Verfasser seinen Irrtum und warnt alle ehrlichen Sozialisten der Welt davor, den verantwortungslosen und verlogenen Demagogen im Dienste des Kommunismus weiter Glauben zu schenken. Obwohl Albrecht seine Frau in Rußland zurücklassen mußte und obwohl ihn die GPU. - er lebt in der Schweiz - mit übelsten Drohungen einzuschüchtern versuchte, griff er doch um der Wahrheit willen zur Feder. Gerade das macht seinen Bericht so ungemein wertvoll. Das Buch gehört in die Hand jedes politisch interessierten Menschen. Es vervollständigt unser Wissen um jene rätelhafte und für europäische Verhältnisse unerklärlichen Vorgänge im Sowjet-Reich und gibt wertvolle Ausblicke für die Zukunft.

Felix Schlayer: »Diplomat im roten Madrid«, F. A. Herbig-Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Als norwegischer Konsul und Geschäftsträger erlebte der Verfasser in Madrid den Ausbruch und den Beginn des spanischen Bürgerkrieges, jenes schreckliche Gemisch des blutdürstigen, vertierten Grobstaarmobs, dem völlig unschuldige Menschen zu Zehntausenden zum Opfer fielen. Schlayer, der sich als Diplomat auch in den schwierigsten Tagen der spanischen Hauptstadt überall Zutritt verschaffte und mit seiner ganzen Kraft für die bedrangten und gequälten Geißeln eintrat, enthält sich bei seiner Schilderung der roten Schreckensherrschaft bewußt jeder politischen Stellungnahme. Nur die nackten Tatsachen sprechen zum Leser, aber sie reden dafür eine um so deutlichere, nicht mißzuverstehende Sprache.

Einer der wenigen Augenzeugen berichtet hier seine Erlebnisse, berichtet über die entsetzlichen Qualen und Massenhinrichtungen spanischer Bürger, die nichts anderes verbrochen hatten, als daß sie vielleicht bessere Kleidung als die Masse des Pöbels trugen oder gar Besitztum ihr eigen nannten. Die roten Mordbanden kannten keine Gnade. Ihr Blutrausch war so groß, daß die Friedhöfe in und um Madrid nicht mehr ausreichten, um die Leichen der hingemetelten Opfer aufzunehmen. Das Weltgewissen hat dieses Blutbad im roten Spanien bis auf einige papierne Proteste mit Stillschweigen übergegangen. Von Grauen erschüttert legt man das Buch aus der Hand, das

**Privatschule für Kuzschrift und Maschinenshreiben**

**Ella Hildebrandt**

Rite Tafchenstraße 10/11 / Fernsprecher 21305

allen denen angelegentlich empfohlen sei, die einmal von berufener Seite über die Vorgänge im bolschewistischen Teil Spaniens informiert werden wollen.

Alfred Karrafch: »Die Unde«, Zeitgeschichte-Verlag, Wilhelm Andermann, Berlin.

Der Ostpreuße Alfred Karrafch, Träger des Dietrich-Echart-Preises, dem wir schon eine Reihe wertvoller Romane verdanken, wirkt auf uns am stärksten und nachhaltigsten, wenn er in seinen Dichtungen das Land seiner ostpreußischen Heimat zum Leser sprechen läßt. Sein jüngster Roman spielt in Samland, der sagenhaften Bernsteinküste, und schildert den Verfall und Aufstieg eines ostpreußischen Herrengeschlechtes. Die Sippe der Ubes, dem Untergang geweiht, weil sie nicht mehr den ewigen Gesetzen des Blutes und des Bodens folgte, erlebte einen neuen Aufstieg, als dem alten Wikingergelecht neues, gesundes Blut zugeführt wurde.

Der Dichter versteht es, das alte Sagenut um den Bernstein, den Ahnenstein, gefächelt mit der Handlung seines Romans zu verweben. Er läßt dabei in dichterischer Freiheit seiner Phantasie freien Lauf. Seine Dichtung aber bringt unbekanntes Saiten in uns zum Klingen, sie spricht zum Herzen, weil Karrafch Dinge ausspricht, die uns alle unmittelbar angehen. Wir wissen heute, daß sich unser Leben nach dem unerbittlichen Gesetz des Blutes vollzieht, daß unser rassisches Erbgut rein erhalten werden muß, wenn Sippe und Volk fortbestehen sollen.

Das Schicksal der Unde hat jedem Deutschen viel zu sagen. Die Worte, die der Dichter in seinem Werk mit fast seherischer Kraft über die Gesetze von Blut und Boden ausspricht, berühren uns alle persönlich, weil sie eine Frage behandeln, von der der Bestand und die Entwicklung Deutschlands abhängig sein wird.

Alfred Ingemar Berndt: »Meilensteine des Dritten Reiches«, Eher-Verlag, Berlin.

Sechs Jahre sind seit der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus vergangen, sechs Jahre erfüllt von harter Arbeit und stetem Ringen um Deutschlands Aufstieg. Es war ein endlos langer, dorniger Weg von jenem historischen Tage des 30. Januar 1933 bis zum Entstehen Groß-Deutschlands. Wie Meilensteine zeichnen sich auf diesem Wege zum Großdeutschen Reich die Stunden und Tage besonders ab, in denen vom Führer Geichte gemacht wurde, in denen die Welt den Atem anhielt und voller Spannung auf Deutschland blickte.

Alfred Ingemar Berndt, der an hervorragender Stelle das Werden Groß-Deutschlands miterlebte und in den entscheidenden Stunden in nächster Nähe des Führers weilte, hat in seinem Werk die historischen Ereignisse der letzten Jahre für die Nachwelt aufgezeichnet. Es ist der Journalist Berndt, der hier zum Leser spricht, der in mitreißendem, fesselndem Stil noch einmal ein Bild jener unvergeßlichen Tage, wie der Machtergreifung, der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, der Rheinland-Befetzung, der Saar-Abtretung und der Befreiung der Ostmark, um nur einige zu nennen, entwirrt, die wir selbst voll tiefer Ergriffenheit am Lautsprecher miterleben durften. Das Buch bildet eine wertvolle Ergänzung des nationalsozialistischen Schrifttums und wird besonders der kommenden Generation ein klares Bild dieser unvergeßlichen Stunden vermitteln. Herbert Lindner.

Georg Baasner Ostlandspiel. - (Verlag A. Langen / G. Müller, Berlin, 1,35 RM.)

Georg Baasner, dessen »Thron im Nebel«, »Krieg am Galgenturm« und »Ritter« in Breslau, Schlesien und auch im Reich von Theatern und Spielfischen oft aufgeführt wurden, tritt mit einem chorischen Feiertagspiel großen

**Schönhals**  
Breslau 1 · Reuschestraße 51 · Fernsprecher 56644/45  
**Klischees**

Stils erneut vor die Öffentlichkeit. »Tannenberg« ist Thema und Hintergrund des bildstarken Geschehens, das in drei groß gedruckten, visionär anmutenden Bildern vor uns abrollt. Die Tragödie der Schlacht von 1410, der Tartareneinfall des 17. Jahrhunderts und der Sieg von 1914 werden vor unseren Augen lebendig. - Das Stück stellt größte Anforderungen an Spielleiter und spielende Gemeinschaft. Ein gewaltiges Aufgebot von Mitwirkenden ist erforderlich. Die sprachliche Gestaltung verlangt lauberste Feinarbeit. Der Spielleiter wird Bühnenanweisungen wie am Anfang: »Trommler sinken neben den Trommeln zu Boden«, weil deren Ausführung leicht im Komischen verlandet, abändern oder streichen. Räumlich ist das Ostlandspiel »Tannenberg« nur als Freilichtaufführung denkbar, in Schlesien etwa als Feier auf der Annaberg-Spielfläche. Georg Blumenfaat schrieb eine wirkliche Musik dazu. Kurt Speth.

Neujahrplakette 1939 der Kunstgießerei Gleiwitz. Preis 2,80 RM. in Eisenkunstguß.

Die Neujahrplaketten der Kunstgießerei Gleiwitz, der früheren Königl. und späteren Staatlichen Eisenmanufaktur Preußens, sind in ihrer Art von ganz besonderem Reiz durch die Verbindung des Werkstoffgedankens mit der Wahl des künstlerischen Motivs. Graf Reden, der Gründer und feinsinnige Förderer der Eisengußkunst Preußens, hatte zuerst den Gedanken der Fertigung einer Plakette als eisernen Neujahrsgruß. Auf seine Veranlassung hin entstanden jene kleinen, etwa 6x9 Zentimeter großen, fein profilierten Plaketten, die in einem flachen Lederetui den Freunden des Eisenkunstgußes in der Zeit von 1805 bis 1848 überreicht wurden.

Im Jahre 1925 wurde dieser schöne Brauch von der Kunstgießerei Gleiwitz wieder aufgenommen. Verschiedene Darstellungen aus der Welt des allgemeinen Lebens und der Technik zeigt die seither herausgegebene Reihe von Neujahrplaketten.

Die Plakette für das Jahr 1939 ist dem bevorstehenden Ereignis des fünfzigsten Geburtstages des Führers gewidmet. Sie stellt ein Medaillon mit dem Bildnis des Führers nach einem Modell von Professor Arno Breker, Berlin, dar und trägt die Jahreszahlen 1889 und 1939.

#### Schlesische Monatshefte

Mitteilungsblatt der Deutschen Arbeitsfront, NS.-G. »Kraft durch Freude«  
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau  
Verlag: Gauverlag NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz  
Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstr. 4. Klischees: Conrad Schönhals, Breslau  
Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 5, Sonnenstraße 12. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM. zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 748 22, Fernsprecher Nr. 525 51 und 525 55). Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/1 Seite 100,- RM. Preisliste 6. D.-A.: IV. Vierteljahr 1938: 3033. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.

**NS-Druckerei Breslau**

*Die Druckerei für Qualitätsarbeit*

Breslau 2, Flurstraße 4, Fernsprecher 525 51

Fordern Sie unverbindlich Vertreterbesuch